Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. Scottdale, Pa., 3. September 1919. No. 36.

Der Mensch denkt

Über Gott lenkt

Könnte ich mit Seraph's Zunge reden,
Wäre meine Stimme einer Harfe gleich,
Und es fehlte mir der Liebe Leben:
Klänge sie doch matt und bleich.

Könnt' ich in der Zukunft dunkel schauen
Und verkünden, das verborgen ist;
Müßten Berge weichen meinem Glauben:
Ohne Liebe wär' ich nichts.

Könnt' ich alle Not der Armen stillen,
Gäb' ich meinen Leib als Opfer hin;
Thät' ichs nicht mit vollem Liebeswillen:
Wär' für mich kein Segen drin.

Darum muß der Liebe heil'ges Weben,
Leib und Seel' und Geist durchglühen mir;
All mein Streben, ohne dieses Leben:
Ist umsonst, ein falsches Müh'n.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen,
daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE

Rundschau

Published by the

Mennonite Publication Board
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

3. September 1919.

Das Wort vom Kreuz.

Schon manche Ceder hat der Sturm zersplittert,
Die einst gewiegt ihr Haupt so stolz und hehr,
[illegible] manches Monument ist längst verwittert,
[illegible] Stätte kennet man nicht mehr.
[illegible] manches Denkmal sinkt in Schutt und Trümmer,
Es wird zum Staube und der Wind verstreut's;
Doch eines, das trotz Welt und Zeit noch immer
So hoch emporragt, das ist Christi Kreuz.

Schon mancher schulbelad'ne Erdenpilger
Bei diesen Kreuze Heil gefunden hat,
Weil hier der eine, reine Sündentilger
Getragen Gottes Zorn an uns'rer Statt.
Doch nicht für alle wird das Kreuz sich eignen:
Will man ein wahrer Jünger Jesu sein,
Muß man sich selbst in dieser Welt verleugnen
Und unter seinem Kreuze Ihm sich weih'n.

Das Kreuz des Herrn, es hat so scharfe Kanten
Gar oft, und bei der Welt erfährt man dies;
Das Wort vom Kreuz die Griechen Thorheit nannten,
Den Juden ward dies Wort ein Aergerniß.
Doch denen, die zur Seligkeit berufen,
Ja, denen ist es eine Gotteskraft.
Die niedersanken an des Kreuzes Stufen,
Die werden's inne, daß es Leben schafft.

Der eine hört's und möcht' es gern verbannen,
Weil es sein schlummerndes Gewissen weckt;
Ein and'rer hört's und zieht getrost von dannen,
Weil es die Schulden des Gewissens deckt.

Ja, Christi Kreuz, das Denkmal der Versöhnung,
Von Gott als Friedenszeichen hingestellt,
Und doch — zum Gegenstande der Verhöhnung
Macht es die blinde die verlor'ne Welt!

Wenn auch die Feinde dieses Kreuz verlästern
Und sie es gerne aus der Welt geschafft,
So bleibt es doch dasselbe, heut' wie gestern;
Das Wort vom Kreuz hat noch die gleiche Kraft.
Es wird zu aller Zeit gepredigt werden,
So lang' es noch mit Gotteskraft erfüllt,
Bis daß einst jeder Nation auf Erden
Dies Kreuz als Friedensdenkmal ist enthüllt.
O, Lebensfürst, Du Heiland und Erretter,
Gesandt vom Vater in der Erde Staub,
Dein Kreuz prangt nicht im Schmuck der Lorbeerblätter,
Dein Kreuz ist nicht umrankt mit Eichenlaub;
Dein Kreuz, es ist umringt von armen Sündern,
Hier durften sie in ew'ge Freiheit geh'n;
Hier wurden sie zu sel'gen Gotteskindern,
— O, laßt auch mich in seinem Schatten steh'n!

(R. v. Endt.)

„Habt Glauben an Gott."

Es war Montag Vormittag, um neun Uhr, den Tag nach seinem triumphierenden Einzug, als Jesus von Bethanien nach Jerusalem reiste, um dem Frühmorgen Gottesdienst beizuwohnen. Nach morgenländischer Sitte ißt man das Frühstück spät im Vormittag, niemals vor dem Morgengottesdienst. Weil er jenen Tag noch nichts zu Essen gehabt hatte, berichten uns die Evangelisten Matthäus u. Marcus, daß es ihn „hungerte." Er sah einen Feigenbaum von ferne, der Blätter hatte, da trat er hinzu, ob er etwas darauf fände. Und da er hinkam fand er nichts, denn nur Blätter, und sprach zu ihm: Nun wachse auf dir hinfort nimmermehr keine Frucht. und der Feigenbaum verdorrte alsobald." Unter den neununddreißig Wunderwerken die Jesus that, nach Angabe des Neuen Testaments, ist blos dies Einzelne ein Wunder des Verderbens. Die Uebrigen sind alle Werke der Liebe, der Barmherzigkeit, des Schutzes, und der Rettung.

Ein Feigenbaum, wie dieser hier genannte, welcher grüne, gesunde Blätter trägt, giebt Zeugnis, daß er Sonnenschein, frische Luft Regen und Nahrung genossen hatte, und deßhalb war seine Unfruchtbarkeit nicht zu entschuldigen. Weil aber bei einem solchen Baum, die Frucht sich zeigt ehe er Blätter bekommt, so war er ein wahres Sinnbild von Heuchelei. Dieser Feigenbaum, auf welchem der Heiland nur Blätter fand, war ein Bild des Jüdischen Volks. Mit ihren Lippen und dem äußeren Bekenntnis, stellten sie sich hin als Abrahams Kinder, als Gottesvolk, aber in ihren Werken und Herzen waren sie weit entfernt.

Der Fluch welchen unser Heiland auf diesen Feigenbaum gelegt hat, weil er trügerisch nur Blätter trug, war eine symbolische Vorstellung des traurigen Schicksals, welches nachher über die Juden gekommen ist, und das auch zuletzt alle Heuchler treffen wird. Wenn die Vorgesetzten die Hohen wie die Niedrigen im Volk, zur Zeit Jesu hät offnen Ohren hören, mit offnen Herzen vernehmen und mit offener Seele in der Wahrheit gewandelt hätten, dann würden sie auch die Zeichen ihrer Zeit und die prophetische Warnung in diesem Wunder am Feigenbaum, verstanden haben. Sie hätten sich in wahrer Buße zu Gott gewendet und würden ohne Zweifel bis auf den heutigen Tag als eine Nation bestehen.

Die Wahrheit welche Jesus seinen Jüngern und allen Gläubigen nahe bringen wollte, war: „Habt Glauben an Gott, oder wie es in der Ursprache heißt: „Habt den Glauben Gottes." Der Geist Gottes lehrt, „Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist; daß Alles, was man siehet ,aus nichts geworden ist." So wie einst der allmächtige Schöpfer im Anfang die Welt ins Dasein rief, also auch wir, die wir an Gott wahrhaft glauben, so wir zu diesem Berge sprächen: „Hebe dich, und wirf dich ins Meer, und zweifelten nicht in unsern Herzen, sondern glaubten, daß es geschehen würde, so wird es uns geschehen. „Darum sage ich euch," spricht Jesus: „Alles was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet: so wird es euch werden."

Nur wahrhafte Kinder Gottes können diesen Glauben besitzen. Weltmenschen haben auch Glauben, von einer gewissen Art. Der Ehemann glaubt an sein Weib, und sie an ihn; die Eltern glauben an die Kinder, und so auch sie an die Eltern; die Bürger glauben an ihre Obrigkeit, der Soldat an seinen Heerführer, der Arbeiter an seinen Meister, der Schüler an seinen Lehrer, der Geschäftsmann an seine Kunden, usw. Ohne Glauben würde das Familien-Leben, alle Gesetze, Ordnungen, Regierungen, Gesellschaft, Geschäfte, und die ganze Welt, mit Allem was darinnen ist zu Trümmern gehen. Einen solchen Glauben kann man aber haben ohne, daß man ein Kind Gottes ist.

Man kann alles glauben was in der heiligen Schrift ist, und dennoch nicht den Glauben haben wovon Jesus hier im Text spricht. Die Teufel glauben auch, aber sie zittern. Die Verlorenen in der Hölle glauben das, und Manche der sündhaftesten Menschen auf Erden glauben es, und dennoch bleiben sie in ihrem Leben und Charakter unverändert. Der Glaube der allein in Händeauflegen, im Sakrament, kirchliche Verordnungen, kathechetischen Unterricht, Bibellesen, theologische Gelehrsamkeit, usw. besteht, ist wie der verdorrte Feigenbaum, geistlich tot, und bringt „nimmermehr keine Frucht". Der echte, über alle Hindernisse siegende, seligmachende Glaube ist nicht von menschlicher oder irdischer Herkunft; Papst, Priester oder Prediger können uns denselben nicht mittheilen, und man kann ihn auch nicht in der Schule finden oder aus Büchern lernen. Diese mögen uns behülflich oder Mittel sein, wodurch wir zu demselben kommen. Der Glaube worauf

Jesus hier Bezug hat, ist von oben her, durch den Heiligen Geist gewirkt; er wird in des Menschen Seele geboren, und er hat wahre Buße, die Wiedergeburt, die Rechtfertigung, die Aufnahme in die Familie Gottes und eine gänzliche Weihe zum Grunde. Nur solche, welche suchen und darum beten haben denselbigen. Der Herr verheißt nicht, uns zu Millionäre zu machen; den Christen auf einem Rosenbett in den Himmel zu tragen, ihn vor Prüfungen, Leiden, Tod und Kämpfen aller Art zu bewahren. Seine Verheißung ist aber, daß wir durch den Glauben in jedem Kampf siegen können, so daß alle diese Erfahrungen uns zum Besten dienen. Das Rote Meer kommt dem Kinde Gottes in den Weg, aber der Glaube findet eine trockene Bahn hindurch. Der Christ kann nicht immer dem Feuerofen ausweichen, aber der Glaube nimmt dem Feuer seine Kraft. Es geht zuweilen mit Daniel in die Löwengrube, aber der „Glaube an Gott" bringt die Erfahrung von welcher der Dichter singt:

„Der Löwen Rachen stopft er zu,
Und schafft dem Daniel süße Ruh."

Nur solche welche sich von Herzen lieben, haben diesen Glauben. So wie die Fische nicht bei Leben bleiben in Wasser, noch Mensch, Vieh oder Vögel in einer Luft, die mit Schwefel, Kohlengas oder sonstigen Giften angefüllt ist so kann der siegreiche, heilbringende Glaube nicht in einer Athmosphäre von Haß, Neid, Zwietracht, Mißtrauen, Zank und Streit leben. Es ist: „Der Glaube, der durch die Liebe thätig ist." Nur solche, welche fleißig, aufrichtig und ernstlich sind haben diesen Glauben. Nicht nur tödtet das Gift in Wasser, Luft oder in Eßwaren, das physische Leben, sondern auch der Mangel an frischer Luft tödtet es. Es kann nichts in einem leeren Raum leben. Also kann auch der Glaube der die Welt überwindet nicht in einem leeren Herzen leben und wirksam sein. Ein solches Herz nach Matth. 12, 43—45 stehet dem Seelenfeind allezeit offen zu seiner Einkehr.

„Des Gerechten Gebet vermag viel," schreibt Jakobus. Es hilft. Viele Tausende, ja Millionen von Seelen, sind hier auf Erden, und andere stehen vordem Trone Gottes droben, die gerettet wurden weil Jemand für sie gläubig gebetet hatte. Dieweil aber der Mensch einen freien Willen hat, kann er sich so verhärten, daß alles Beten und Glauben ihrer Freunde ihnen nicht zu ihrer Seligkeit hilft. Hiob betete für sein Weib und seine Kinder, aber allem Anschein nach war es umsonst. Samuel betete für den König Saul, und so weit wir wissen war es vergeblich. Jesus betete für den Judas Ischarioth, und dennoch ging derselbe in's Verderben. Aber, horcht einmal: Es ist eine Seele, für welche dein Gebet wenn es ernstlich ist und im rechten Gleuben geschieht, unfehlbar Beantwortung findet, und das ist deine eigene Seele.

Es fuhr einst ein kleines Dampfschiff über einen stürmischen Meerbusen. Auf einmal kam die Maschine zum Stillstand, und alsobald erhob sich große Gefahr. Eine Edelfrau, von Furcht ganz übernommen fragte den Schiffskapitän, was die Aussichten seien wegen Sicherheit. Dieser antwortete ihr: „Frau, es bleibt uns nur eins, und das ist, daß wir Gott vertrauen." „Ei du lieber," sagte sie, ist es dann wirklich zu diesem gekommen?" So wie diese Frau gefühlt und gehandelt hat dort auf dem wilden Meer, so fühlen und handeln viele, und sogar manche die sich Christen nennen. Nur wenn ein schlimmes Ungewitter am Himmel steht, nur dann denken sie ans Beten, und daß sie allein auf Gott vertrauen sollten. In guten und in bösen Tagen, im Sonnenschein, sowohl wie im Sturm, bei Tag und Nacht; auf dem festen Land, wie auf dem ungestümen und unsicheren Meer; wenn man sich ganz sicher fühlt, wie wenn Gefahr uns droht: Ueberall! Zu allen Zeiten, unter allen Umständen sollen wir Glauben haben. Paulus sagt: „Betet ohne Unterlaß," und Christus ruft uns zu: „Habt Glauben an Gott."

Eine Duchoborzenversammlung im Dorfe Chlebodarnaja.

Dieses Dorf liegt nicht weit von dem sogenannten Donnersberge. Die hier wohnenden Duchoborzen sind erst 1910 in Canada eingewandert, haben keine Heimstätten aufgenommen, leben von der Hand in den Mund und hatten noch nicht Zeit, sich so viel Schlechtes anzueignen, wie die Duchoborzen, welche schon 20 Jahre in Canada wohnen. Unsere Versammlung am Sonntag morgen war vorher angekündigt worden. Bis 12 Uhr füllte sich das geräumige Zimmer. Ehe wir anfingen, brachte unser Wirt ein großes, hochaufgegangenes Brot und eine Tasse mit Salz herein und legte beides auf den Tisch. Das ist das russische Zeichen der Gastfreundschaft. Ich sagte den Duchoborzen, daß dies heute eine religiöse Versammlung sei. Sie besäßen so schöne Psalmen, sie sollten dieselben zur Ehre Gottes singen und ihr Gebet sprechen, ich werde auch beten und aus dem Wort Gottes lesen. Die Versammlung stimmte einen Psalmengesang an. Dann folgten mehrere Gebete, und auch ich wurde gedrungen zu beten. Dann las ich aus den Evangelien etwas vor, sagte den Leuten, daß unser Wirt seine Freude über unser Kommen kund gegeben, indem er Brot und Salz auf den Tisch gebracht habe. Wir wünschen, daß ihm und seinen Nachkommen Brot und Salz niemals fehlen möge, aber heute seien wir hier zusammen, um geistige Nahrung zu empfangen, und die werde der Herr uns darreichen aus seinem Wort. Und der Herr segnete uns. Ich mußte sehen, wie einem starken Manne Tränen über die Wangen liefen, und als ich zum Schluß wieder aufforderte zu Gebet und Gesang, da kamen die Gebete häufiger und de rPsalmengesang noch kräftiger. Ja, der Herr hatte eine Stärkung verliehen und uns einen Brunnen geöffnet im Tränental.

Schließe diesmal mit meinem Bericht von den Duchoborzen, möchte aber noch hinzufügen, daß ich nicht imstande bin, die Schuld abzutragen, die die Mennoniten den Duchoborzen schulden. Von den Mennoniten wird es gefordert werden. Da müßt Ihr, liebe Brüder, bald ans Werk, sonst ist's zu spät! Jesus sagt, daß er gekommen, ein Feuer anzuzünden, und sein Wunsch war, es möchte schon brennen. So wünsche auch ich, daß das oben Gesagte zu einem Brande werden möchte, daß es erst im Gewissen, dann im Herzen, sodann in der Tasche, in den Händen, in den Füßen und auf der Zunge brennen möge, daß manche aus den Mennoniten hingehen und die Botschaft hin tragen möchten mit Wort und mit Lied. Ja, ich wünsche, daß es Euch diesen Winter zu heiß werden möchte daheim, daß sich Freiwillige finden möchten für die Arbeit unter den Duchoborzen.

Die Ukrainen..

Eine neue Republik „Ukraina" hat sich während des letzten schrecklichen Weltkrieges gebildet. Sie umfaßt das ganze südwestliche Rußland und einen Teil Oesterreichs, das frühere Galizien. Kieff soll die Hauptstandt dieser neuen Republik sein, doch die Grenzen derselben lassen sich jetzt noch nicht genau bestimmen, dazu ist es noch zu unruhig in Rußland. Immerhin mögedieses gesagt sein: Die Ukraina umfaßt die fruchtbarsten Gegenden, die Rußland früher besaß. Drei bis 4 Fuß tief schwarze Erde! Diese Gegend war die Getreidekammer Rußlands. Dazu ist das Volk begabt, freiheitsliebend und nach Unabhängigkeit strebend. Vom Moskauer Herrscherstabe befreit zu werden, war das nie ganz zu unterdrückende Verlangen dieses Volkes, und der beliebte Volksdichter Schewtschenko hat den Freiheitsdrang dieses Volkes mit seinen Liedern angefacht und wach erhalten. Die Ukrainer, welche in Oesterreich wohnten, wurden bisher nur Galizier genannt, und merkwürdig ist es, daß wir hier in Canada an die 350 Tausend von diesen Leuten haben. Die galizische, wir sagen jetzt die ukrainische Sprache ist der kleinrussischen sehr ähnlich, und wer Kleinrussisch oder Cocholisch kann, der kann auch mit den Ukrainern verkehren. Doch fand ich, daß sie auch das Hochrussisch gut verstehen, wenn es deutlich gesprochen wird. Wir hoffen, daß vom Herrn Zeiten der Erquickung, d. h. eine Erweckungszeit auch für die Ukraina kommen werde, und warum sollte die nicht in Canada ihren Anfang nehmen, hier wo wir volle Freiheit der Evangelisation besitzen? Warum sollte unser Mennonitenvolk nichts dazu tun, wenn doch viele aus den Mennoniten das Ukrainische sprechen können und wir als Mennoniten ein Missionsvolk sein möchten? Während des Krieges war der Vorrat an Bibeln und Testamenten in galizischer Sprache völlig erschöpft, in einigen Monaten jedoch hoffen wir wieder reichlich damit versehen zu sein. Wir bedürfen guter christlicher Kolporteure, welche durch Beständigkeit in guten Werken nach dem ewigen Leben trachten. Sollte sich aus den Mennoniten niemand finden, der sich diesem Werke hingeben möchte? Mir ist's auf meinen Reisen nur möglich, anzudeuten, wo es an Arbeiter fehlt. Das mögen auch die weitern Zeilen kund tun.

Kolporteurarbeit unter den Ukrainen.

Am 3. April 1919 verließ ich Winnipeg um die Ukrainen, welche östlich von Emerson, Manitoba, wohnten, mit dem Worte Gottes zu besuchen. Am 4. April schloß sich

der Kolporteur T. Tvardofsky mir an. Die Die Ukainen wohnen in der Nachbarschaft folgender Stationen an der C. N. R. Linie: Ridgeville, Tolstoy, Stuartburn, Vita, Caliento und Sundown. Das Land auf dem die Ukrainen hier ihren Lebensunterhalt erwerben ist von dem schlechtesten in Manitoba und Saskatchewan. Nahe bei Tolstoy ist der Boden leicht, entschieden steinig und mit Gestrüpp bewachsen. Nördlich von Sundown sind große Fichten und andere Bäume. Viele der Ukrainen konnten nur noch sehr wenig Land für den Ackerbau klären. In vierzehn Jahren hatte Peter Beresuk nur 16 A. geklärt. Sein achtjähriger Knabe half ihm, die fußdicken Bäume in Kordholz zu zersägen. Sein Nachbar Paul Kulik arbeitet mit seinen beiden Töchtern, eine 13, die andere 14 Jahre alt. Jedes Mädchen hatte eine eigene Art. So traf ich sie bei meinem Besuch. Auf einer andern Stelle sahe ich eine Fenz, teilweise aus Baumwurzeln zusammen gesammelt, welches beweist, mit wie viel Mühe diese Ukrainen ihr Heim in diesem unwirtlichen Lande zu machen haben. Sie wohnen großenteils in Blockhäusern, die innen und außen mit Lehm verschmiert und auf beiden Seiten, weiß gekalkt sind. Vor Ostern werden diese Häuser einer gründlichen Reinigung unterworfen, woran Männer und Frauen, besonders die letztern, teilnehmen. Schade ist es, daß die Frauen sich hierbei oft erkälten und krank werden, weil diese Arbeit zu schwer für sie ist. In der Woche vor Ostern werden nur Fastenspeisen gegessen, wie Kartoffeln, Brot Hering Tee und Buchweizengrütze, allein ich beobachtete, daß beinahe alle mit Fleisch versehen waren für die Zeit, wenn Ostern vorüber sein werde.

Alle Leute, denen ich begegnete, nahmen mit Freuden das Buch des Propheten Maleachi von mir an, besonders, wenn ich ihnen noch Kap. 3, 16 und 4, 1.2. vorlas und ihnen mitteilte, daß die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ihnen dieses Blatt als einen Ostergruß an das Ukrainische Volk sende. Jedermann von ihnen dankte mir herzlich, niemand lachte, niemand spottete meiner. Die Furcht Gottes ist bei diesen Leuten viel größer als bei andern Russen, denen ich bisher begegnete. Es ist ein Jammer, daß sie wie Schafe ohne Hirten sind, obgleich vor Ostern von Priestern das Heilige Abendmahl für ihr Geld ausgeteilt wird, allein, das ist auch alles, was die Priester für ihr Seelenheil tun. Wo sie nicht zu arm waren, da kauften sie einzelne Evangelien von mir, allein niemand weigerte sich dieselben als Geschenk anzunehmen, wenn ich sie ihnen anbot. In einem Hause las ich einem Paar alten Leuten von den Leiden Jesu etwas vor, und während ich las, strömten der Frau die Tränen über die Wangen. Nachdem ich geendet, fragte mich die Frau, ob das Gelesene wirklich in dem kleinen Büchlein stehe, und als ich es bejahte, kaufte sie das Buch für ihre Tochter, welche es ihr vorlesen werde. Ein anderer Mann ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm das einzige übriggebliebene ukrainische Neue Testament verkaufte, woräuf ich unter der Bedingung einging, daß er auch die russische zwei Dollar Bibel kaufe. Er tat es gerne, nur um das Neue Testament zu erhalten. Vorhin hatte er mich gebeten, daß ich ihm von den Leiden Jesu etwas vorlesen möge.

Zwei russische Priester bewillkommten mich herzlich. Der eine, ein alter Mann machte den Ausdruck, daß die Menschen so viel Unrecht begehen, weil sie zu wenig das Wort Gottes lesen. Er riet den Schulknaben, Evangelien von mir zu kaufen und gab ihnen sogleich ein gutes Beispiel, indem er Matthäus, Markus und Lukas von mir kaufte. Ich konnte ihm das Evangelium Johannes nicht verkaufen, weil ich keins mehr hatte, und in der Tat, aller Vorrat für die Ukrainen ist sozusagen ausgegangen.

Der andere Priester kaufte zwei russische Testamente und versprach sich sehr viel von seiner Arbeit unter den Ukrainen. Er hatte soeben dieses Feld angetreten. Unter den Unierten katholischen Ukrainen ist folgender Gruß gebräuchlich: „Ehre sei Jesu Christo!" worauf die Antwort lautet: „In Ewigkeit;" Einer von den Ukrainen sagte mir, daß wenn jemand zu ihm „Guten Tag!" oder „Guten Abend" sage, das befriedige ihn schon, allein wenn jemand zu ihm sage: „Ehre sei Jesu Christo!" da schlage sein Herz warm für den ihn Besuchenden. Wer diese Leute mit diesem Gruß begrüßt, der öffnet sich dadurch den Eingang in ihre Häuser.

An vielen Stellen haben die Ukrainen Kirchen gebaut, und gewöhnlich ist der Friedhof neben den Kirchen. Die Gräber werden immer rein und ordentlich gehalten. Name des Verstorbenen, Geburts- und Todestag sind auf dem Grabdenkmal, dem Kreuz, angegeben. Der Hof um die Kirche ist sehr rein gehalten undalles beweist Ehrfurcht vor dem Schöpfer. Das einzige was ihnen fehlt ist das Wort Gottes. Ihnen dasselbe zu bringen, ist ein Werk der nächsten Zukunft, und zudem ist es erforderlich, ihnen das Wort Gottes in ihrer Muttersprache zu geben. Englisch lernen die Kinder in den Schulen, für ihren Gottesdienst soll man ihnen die Muttersprache gestatten.

Hermann Fast.
Fortsetzung folgt.

Yokohama, Japan, 18. Juli, 1919. Werte Leser des Zionsbote! Gruß aus der Ferne. Bin weit von daheim. War auf der weiten Reise immer gesund, dem Herrn sei Dank dafür.

Werde von Hawaii, dem blauen Meer und von Japan nicht viel schreiben, d. h. jetzt nicht. Eins aber will ich mitteilen. Als ich heute Abendbrot aß, hörte ich da etliche Herren russisch sprechen und ich dachte daran, sie ein bischen auszufragen, wenn möglich. Fand hernach auch Gelegenheit. Doch der eine Herr konnte nur russisch. Ich erzählte ihm in gebrochenem Russisch wohin ich reise; dann kam der andre Herr und der konnte bischen besser englisch als ich russisch. Sie fragten nach meiner Nationalität und ich sagte, daß ich nicht weit vom Schwarzen Meer, nahe Berdjansk geboren sei. Kennst du auch die Dörfer an der Molotschna? Und als er von Prischipp und Halbstadt anfing, sprang ich auf und fragte: Sind Sie denn jemand von dort? Nein, sagte er, aber ich kenne die Dycks, die Sudermanns usw. Es war ganz sicher eine freudige Abwechslung für mich hier in Japan.

Ich sagte, wie können die Leute in Sibirien für Sachen bezahlen wenn der Rubel so billig ist. Ich sagte ihm: Mir wurde heute russisches Geld angeboten für fünf Cent per Rubel! Well, sagte er, ich kann dir heute 1000 Rubel verkaufen für $40! Also 4 Cent per Rubel! Freilich sagte er: Der alte russische Rubel ist teurer, der kostet neun Cent per Rubel! Werde jedenfalls von beiden Sorten etwas kaufen.

Es ist recht schön warm, trotzdem ich ganz nahe am Meeresufer wohne. Der Russe erzählte mir auch, daß die Mennoniten ehrliche Leute. Ich dachte haben das Russische ganz vergessen, habe erstaunt wie schnell man die schöne Spache wieder versteht. Mit brüderlichem Gruß, M. B. Fast.

Abschiedsfest unserer lieben Missionsgeschwister Johann Lohrenz, Bethania (bei Herbert), Sask. Canada.

Wie schnell eilt doch die Zeit! Nur wenige Tage zurück hatten wir das Vorrecht, mit den lieben Geschwistern Joh. Lohrenz bekannt zu werden, hatten die Geschwister selbst und ihre lieben Eltern und Geschwister die Freude des Wiedersehens, und nun so bald schon der Abschied. Da Geschwister Lohrenz schon im Herbst dieses Jahres nach Indien zu gehen gedenken, so konnten sie die verschiedenen Stationen hier im Norden nur sehr flüchtig besuchen. Nachdem dieses geschehen, durften sie noch etliche Tage (und wie schnell werden ihnen dieselben verstrichen sein!) „daheim" bei ihren Eltern weilen, um ihnen dann „Auf Wiedersehen" zu sagen.

Zum 20. Juli also hatte unsere Gemeinde hier unsere Geschwister und Missionsfeunde bei Herbert und Rosthern eingeladen, an obengenanntem Missionsfest teilzunehmen. Will nun auf Wunsch unseres Schreibers, Br. H. P. Neufeld, kurz von diesem Fest berichten. Der Herr gab uns an diesem Sonntag einen prächtigen Morgen. Recht frühe schon eilten die Fuhrwerke dem bestimmten Platze zu. Br. Jakob A. Klassen, Onkel der Geschwister Lohrenz, hatte dafür gesorgt, daß das Zelt rechtzeitig aufgestellt war, und es war nun Sache der Gäste, die Plätze in demselben zu füllen. Wer etwas früh gekommen war, hatte nun die schöne Gelegenheit, vor Beginn der Versammlung noch manche Freunde und Bekannte begrüßen zu dürfen. Ja, auch Sonntags hat „Morgenstunde Gold im Munde."

Nachdem in der Gebetsstunde etliche Brüder herzlich gebetet, begrüßte Br. Johann W. Neufeld die Festversammlung mit 1. Kor. 1, 3 und hieß alle Gäste willkommen. Der Ortschor sang hierauf ein Begrüßungslied: „Wir grüßen euch." Wahrlich, kein andrer Gruß ist diesem gleich: „Der Friede Gottes sei mit euch!" Es folgten nun mehrere Ansprachen, von denen wir

aber des Raumes wegen nur kurz etliche Gedanken wiedergegeben.

Zuerst sprach Br. C. N. Hiebert über 2. Thess. 3, 13. Warum wird man müde? Man denkt zu viel an sich, schaut zu viel auf seine eigene Armut und erkennt zu wenig den hohen Wert einer Seele. Wir sollten jedoch nicht müde werden, denn die Arbeit für Jesum bringt Segen und er wird endlich herrlich siegen. Sehr passend folgte hierauf vom Main Centre Chor das Lied: „Selig sind, die trauen dem Herrn."

Ferner hörten wir eine ernstliche Ansprache von Br. Abr. Hagar von Britisch Columbia über Joh. 20, 11—15: „Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben." Maria war innig mit ihrem teuren Herrn verbunden, geriet aber trotzdem in recht schwere Kämpfe. Ihr Messias, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt, der in seiner kurzen Wirksamkeit so herrlich seine Gottessohnschaft bewiesen war gekreuzigt, war tot, und, wie sie glaubte, aus dem Grabe fortgenommen worden. Hier stiegen Fragen in ihr auf, die kein Mensch lösen konnte. Doch wie endeten diese Kämpfe in einem so glorreichen Siege. So mit uns. Man hat in unsrer Zeit unsern Herrn weggenommen in den höheren Schulen, in den meisten Volksschulen, in vielen Familien (wo Morgen- und Abendandachten nicht mehr gepflegt werden), und auch in den meisten Sonntagsschulen, wo Christus den Kindern leider nicht mehr gebracht wird. Wie schön, daß wir in dieser Hinsicht noch hin und wieder rühmenswerte Ausnahmen finden. Es gibt noch Schulen, Sontagsschulen, Familien, wo der Herr wohnt und waltet. Lied vom Ortschor: „Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreiet, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir."

Br. Johann Lohrenz legte der Versammlung den Reichsbefehl unseres Herrn Jesu recht nahe, indem er aus Matth. 28, 16—20 folgende Gedanken besonders hervor hob: Christi Gewalt im Himmel und auf Erden, sein Reichsbefehl und seine herrliche Verheißung. Wie könnte uns da bange sein, seinen Willen zu tun? Wissen wir doch, daß, wie unsere Tage, so wird auch unsere Kraft sein.

Hierauf wurde eine Gabe für die Heiden gesammelt, während beide Chöre das Lied sangen: „Niemals werde ich ermüden."

Nach einer kurzen Mittagspause eröffnete Br. Johann Barkman die Versammlung mit Matth. 9, 37. 38 und Mitteilungen aus Afrika, worauf von etlichen Brüdern von Main Centre ein Männerquartett gebracht wurde: „Herrlicher Stern." Hierauf hielt Br. H. A. Neufeld die Abschiedspredigt an die lieben Geschwister Lohrenz und ihre Eltern. Nachdem die Versammlung stehend das Lied gesungen: „Gott mit euch, bis wir uns wiedersehn", richtete Br. Neufeld zuerst etliche Worte an die lieben Eltern der Geschwister Lohrenz, wozu er 1. Sam. 1, 21 verlas. Obschon der Abschied schwer, so ist es doch ein hohes Vorrecht für sie Gottes Liebe in einer solchen Weise etwas zu erwidern zu dürfen. Ja, nur etwas, denn Gott tat ja unendlich viel mehr für uns. Dann wurden folgende Worte den lieben Geschwistern Lohrenz mitgegeben: Jes. 6, 1—7 und Joh. 16, 33. Der Name Gottes und der Name unsers Herrn und Heilandes muß Missionaren hoch und teuer sein. Er soll der Grund sein, auf dem sie dort zu bauen gedenken. Dort möchten sie auch, wenn dunkle Tage kommen, und diese werden nicht ausbleiben, sich der Worte unseres Meisters erinnern: „Seid getrost, denn ich habe die Welt überwunden."

Hierauf sang der Main Centre Sängerchor das Lied: „Wer will unser Bote sein?" worauf eine passende Antwort im folgenden Liede, vom Ortschor gesungen, gegeben wurde:

„Von dem Strand weit überm Meer,
Wo die reifen Felder stehn,
Schallt der Ruf so dringend her.
Laßt mich eilen hinzugehn!
Chor:
Ich kann hier nicht länger stehen,
Jesu Ruf ist mir bekannt;
Ich muß eilen hinzugehen —
Lebe wohl, mein Vaterland!"

Mehrere Predigerbrüder fanden nun noch Gelegenheit, den lieben Geschwistern Lohrenz ein Wort mit auf die Reise zu geben. Man möchte folgende Bibelworte lesen: Br. G. Reimche las Jes. 11, 10; Br. Jakob Müller Matth. 28, 19. 20; Br. Sam Hodel Ebr. 13, 8. Inzwischen wurde jetzt ein Lied vom Main Centre Chor gesungen: „Lebet wohl!" Br. Jakob Thiessen las dann Apg. 13, 17; Br Johann P. Wiebe Jes. 9, 1. Br. Abr. Hagar erzählt, wie in den letzten Jahren Tausende deutscher Missionare wohl für immer von ihren verschiedenen Missionsfeldern verwiesen worden sind, und daß dieses ein schwerer Schlag ist für die evangelische Heidenmission. Während wir ferner Gottes Boten hinübersenden, wollen wir „daheim" kämpfen gegen das Heidentum, welches hier bei uns immer weiter um sich greift. Hierauf folgte ein Lied vom Ortschor: „Der Herr ist mein Licht." Dann verlas Br. Jakob Ewert Apg. 26, 16—18; Br. Franz Janzen Apg. 20, 37. 38 und Jer. 31, 16; Br. J. W. Neufeld Matth. 20, 8 und Ps. 90.

Wir hatten nun eine kurze Vesperpause, nach welcher Br. C. N. Hiebert eine Ansprache hielt über Ebr. 7, 24—28. (Br. Hiebert tut hier jetzt seine ihm von der Konferenz aufgetragene Arbeit und zwar im Segen.) Auf Wunsch von Zuhörern sang der Ortschor nochmals das Lied: „Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit." Dann wurde ein Lied gebracht von Geschwister Lohrenz und ihren älteren Geschwistern. Während sie vor uns standen, kam uns wohl unwillkürlich der Gedanke: Wann werden diese lieben Geschwister wohl wieder einmal so zusammen singen dürfen? Doch, wichtiger als dieser Gedanke war uns ja der Inhalt des Liedes, wo uns der dringende Ruf der armen Heiden: „Kommt, helft uns", immer wieder gesagt wurde, und wo Gottes Kinder die Antwort geben: „Ja, wir kommen."

Geschwister Lohrenz teilten nun kurz mit, wie der Herr sie in die Arbeit gerufen. Daß der Herr in dieser Sache seine Hand hat, durften die lieben Geschwister in ihrem Leben reichlich erfahren. Eltern, Geschwister (unter diesen wohl besonders auch die Schwester des lieben Bruders, die in Indien auf dem Missionsfelde gestorben) und Missionsberichte haben reichlich in dieser Hinsicht beigetragen. Br. Lohrenz gab uns Ps. 32: 8, während die liebe Schwester uns an Ps. 73, 23 zum Abschied erinnerte. Noch ein Duett, ein Chorlied, etliche herzliche Gebete und wir waren am Schlusse eines Missionsfestes welches uns hier im fernen Norden noch lange in guter Erinnerung bleiben wird. Ein kurzes Schlußlied, und wir sagten einander „Auf Wiedersehen!" Ja, auf Wiedersehen, wenn nicht hier, dann bei der herrlichen Erscheinung unseres Herrn und Heilands für die Seinen. Wir hoffen zuversichtlich, daß dieser herrliche Moment uns nicht mehr ferne ist. Bis dahin

„Meine Rast, so lang auf Erden
Liebeswerk für uns zu tun,
Bis wir abgerufen werden,
Um im Himmel auszuruhn."

In der Natur sieht es hier sehr dürre, doch in geistlicher Beziehung hat der Herr gebung, hier und bei uns in diesen Tagen Segen geschenkt. Es haben in unsrer Umeine ganze Anzahl Seelen Frieden gefunden. Dem Herrn die Ehre dafür. Möchten wir alle recht fest im Glauben stehn, damit wir den Prüfungen, die in diesen Tagen an uns herantreten werden, standhalten können. Johann J. Neufeld.

[illegible]einigte Staaten

California.

Reedley, California, den 8. August. L. Br. Wiens! Ich berichte dir daß ich mit meinen vier Kindern, die hier bei mir sind, noch am Leben bin und daß wir gesund sind, außer unserm Großkinde, welches wir bei uns haben. Dieses kann noch gar nicht recht gesund werden. Es ist etwas über drei Monate alt. Möchte der liebe Vater im Himmel uns darin helfen. Auch Dich, l. Bruder, möge der Herr unser Heiland, samt Deinen Angehörigen recht segnend unterstützen bei Deiner verantwortungsvollen Aufgabe!

Ich will Dir und den Lesern noch berichten, daß es hier in California dieses Jahr viel Frucht gibt und die Frucht auch einen guten Preis hat, daß es folgedessen auch viel Geld gibt trotzdem der Tagelohn sehr hoch ist. Auch in den Gegenden im Osten gibt es eine gute Ernte und überall einen guten Arbeitslohn, so daß auch diese Seite eine reiche Einnahme bekommen wird. Ich mag es überlegen wie ich will, ich komme immer zu dem Schluß: Der Herr, unser Heiland, hat die Absicht dabei, daß nach allen Seiten hin, für den Farmer und auch für den Tagelöhner, eine Möglichkeit sei, damit dieses Jahr ein rechtes Missionsjahr sein möchte sowohl für die Not der Menschen dem Leibe nach, die in einigen Gegenden der Welt sehr groß ist, wie auch, und das besonders, für die Rettung der Seele für Groß und Klein, für die Zivilisierten wie auch für die

Heiden, deren Not zum überfließen ist. Es braucht Opfer, Gaben, Hebeopfer, willige Opfer, und nun hält uns der himmlische Vater diesen reichen Erntesegen hin, damit wir diese Opfer und Gaben bringen können. Meine Bitte an die Leser ist, daß sie der Absicht unsers Gottes in dieser Hinsicht nicht wiederstreben möchten; denn wir glauben und verstehen es aus dem Worte Gottes, daß: „Bald wird kommen, der kommen soll," und: „sein Lohn mit ihm, zu geben einem Jeglichen, was er verdient hat hier in der Gnadenzeit. O möge der liebe Heiland seinen Kindern Gnade geben, die Zeit auszukaufen! das ist mein Gebet.

Abraham A. Buhler.

Schafter, California, den 15. August. Zuerst will ich berichten von dem Gasbrunnen, der den 27. vorigen Monats anfing zu brennen. Es rumorte und gab ein Getöse als wenn ein Gewitter in der Ferne aufkäme. Viele Leute von hier fuhren hin, wir auch; aber das war weiter als ich dachte; erst einmal südlich, dann westlich und dann noch einige Meilen nördlich. Es soll so bei 35 Meilen sein von Schafter. Nun, wir schauten zu, wie das Feuer in die Höhe schoß. Das Rohr steckte wohl etwa sechs Fuß aus der Erde und mag wohlsechsoder acht Zoll im Durchmesser gewesen sein. Ich ging so nahe hinzu wie ich es wegen der Hitze aushalten konnte. Näher als etwa dreihundert Fuß ab konnte ich nicht kommen; die Hitze war so groß und es brüllte so furchtbar, daß es mir in den Ohren kitzelte. Es kam mir so vor, als würde ich vor dem Rumor hinfallen. Ich blieb nur etwa eine Minute, dann machte ich mich eiligst davon. Wie hoch das Feuer in die Höhe schoß, kann ich nicht sagen, ich konnte es nicht messen. Während der Woche wollten die dort angestellten Leute das Feuer mittelst Dampf löschen. Sie haben wohl so 25 bis 30 Dampfkessel herbeigeschafft und mit langen Röhren auf das Feuer gezielt und mit aller Wucht hineingeblasen. Einmal hatten sie es sieben und ein andermal elf Minuten unter Kontrolle gehabt, aber dann hatte es wieder lichterloh gebrannt. Inzwischen war das Rohr in der Erde abgerissen und fortgeflogen, die Erde rund herum in allen Richtungen versät. Durch die allergrößten Anstrengungen haben sie es den 10. Tag gelöscht, ob mit Dampf oder Dynamit, weiß ich nicht, jedoch es rumorte und donnerte so, daß unsere Fenster klirrten, und ein dicker und schwarzer Rauch stieg in die Höhe, das sahe ich. Schrecklich wird es sein am großen Tage Gottes, wo die Feuerbrunnen der Tiefe sich auftun werden und das Feuer himmelhoch brennen wird und von oben noch Feuer und Schwefel regnen. Bei der Sündflut taten sich dieBrunnen der Tiefe auf und von oben regnete es bis alle Menschen auf Erden vertilgt waren. So soll's am Ende der Welt auch gehen; aber nicht mit Wasser sondern mit Feuer. Die ganze Erde wird dann ein Feuersee sein (so steht es in der Bibel geschrieben.)

Wir haben in letzter Zeit auch wieder Besuch gehabt. Letzten Freitag nach Mittag, als ich gerade beim Wasserpumpen war, sahe ich gerade ein großes Auto ankommen, ganz voller Menschen, und aller Gesichter schauen nach uns. Sie biegen auf den Hof, halten im Schatten still und steigen aus; aber alles unbekannte Gesichter. Der Eine ist so sehr dreist und spricht mich so recht dreist in Plattdeutsch an und macht sich bekannt, daß er Jakob Heidebrecht von Kansas ist. C. C. Heidebrecht sein Bruder? Ja, ja, der bin ich. Und die Andern? Dieses ist ein Schmidt, auch von Kansas, und jener ein Schmidt von Reedley, und dieser Mann und Frau, das sind Johann Fasten von Reedley. O ja, das ist ja Elisabeth Penner — schon in zwanzig Jahren nicht gesehen. Die Eltern leben noch? schon sehr alt? — Ja, der Vater ist schon 86 und die Mutter 78. — Und Deiner Schwester Helena, wie gehts der? — Die ist schlimm daran, hat sich einen Wittmann mit zehn Kindern geheiratet aus lauter Mitleiden und Barmherzigkeit. Da hat sie letztens das Unglück gehabt, daß sie sich beide Beine gebrochen hat, und hat sonst noch ein Leiden dabei. Und Isaak? — O der verkauft Medizin unter den Leuten und ist dabei doch krank. Johann Fasten waren bei uns übernacht, und die andern vier Personen fuhren weiter.

Gestern hatten wir wieder eine schöne Bescherung. Wir waren beim Bewässern. Die besten Kleider hatten wir nicht an. Kommt da wieder ein großes, langes Auto auf den Hof gefahren. Die Männer steigen aus und kommen auf mich zu und machen sich bekannt. Ja, das ist Herman Rogalsky und Frau von McPherson, Kansas. Sie sind neugierig, den „großen" Thomas zu sehen, was der hier tut. Zugleich wurde ich dann auch bekannt mit ihren zwei Schwiegersöhnen Nickel und Bartel, die hier bei Schafter wohnhaft sind. Die Besucher drückten sich ganz befriedigt aus über diese Gegend.

Die alte Schwester Witwe Wall wurde plötzlich heftig krank, so daß einige Personen Tag und Nacht bei ihr sein mußten und sie bedienen; denn die Schmerzen waren so groß, daß sie nicht im Bett bleiben wollte. Sie starb Sonntag morgen und wurde letzten Dienstag begraben. Sie ist 63 Jahre alt geworden. Ihre Tochter Maria, Frau Weitermeier, kam noch gerade zur rechten Zeit her. Sie hatten ein Telegramm nach Kansas geschickt, daß ihre Mutter sehr krank sei; aber wer wußte es, daß sie so schnell sterben würde.

Vorgestern fuhren Karl Heinrichs und Franz Peters per Motorcycle nach Bakersfield. Auf dem Wege dorthin mußten sie einem großen Truckauto ausweichen, und da hinter dem Truck ein Auto kam, fuhren die Jungen mit diesem krachend zusammen. Sie sollen furchtbar beschädigt sein. Die Eltern bekamen ein Uhr nachts die erschütternde Nachricht und fuhren früh morgens gleich hin. Da erblickten sie ihre Söhne mit verbundenen Köpfen und furchtbaren Schmerzen. Der Doktor hatte gesagt, sie könnten nicht leben bleiben, es sei denn, es geschehe ein Wunder. Dem Einen sollen die Kopfknochen gespalten und über einander geschoben sein, dem andern ein Bein gebrochen und ein Auge herausgerissen, und sonst noch tüchtige Verletzungen. Die vernachlässigte Vorsicht ist schuld daran und das schnelle, rasende Fahren. Könnte nicht langsamer gefahren und mehr Vorsicht angewandt werden?

Zwei Familien von Hitchcock, Oklahoma, kamen vorgestern hier an, um hier ihre Heimat zu gründen. Es sind Philipp P. Weiz und seine Schwiegereltern Fuchs.

Das Wetter ist seit dem 28. Juli kühler geworden. Die Nächte sind überhaupt recht kühl. Wenn's übertag auch noch 'mal über hundert geht, das spürt man nicht so sehr.

Jacob Thomas.

Kansas.

Meade, Kansas. „Aber, Herr, lehre doch mich, daß es ein Ende mit mir haben muß, daß mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß, „Psl. 39, 5

Der himmlische Vater läßt uns manchmal in Zeiten kommen, die besonders geeignet sind, uns daran zu erinnern, daß unser Leben ein Ziel hat und wir bald davon müssen. Solche Lektion erhielten wir hier in dieser Umgebung besonders gestern nachmittag zwischen zwei und drei Uhr. Vormittag waren wohl die meisten in einem der verschiedenen Versammlungshäuser unter dem Schale des ewigen Evangeliums. Nachdem wir nun nachmittag etwas geruht und unsern Leib auch durch Speise und Schlaf gestärkt hatten, tönten aus dem Nord- und Südwesten milde Gewittertöne an unser Ohr. Das war ja nun gerade, was wir uns schon sehnlich gewünscht hatten, nämlich einen schönen Regen auf unsere trockenen Fluren zu bekommen. Das Pflügen ging ja noch leidlich, aber die Spätfrucht litt schon sehr unter der Trockenheit. Weil es eine Zeitlang im Westen helle blieb, dachten wir, daß eine Wolke wohl im Süden, die andre im Norden vorbeigehen würde, wie es ja schon manchmal geschehen ist. Aber der Lenker der Wolken und Winde führte es anders. Wir und Geschwister Gerhard J. Enßen und Jakob E. Wienßen, welche bei uns zu Gaste waren, standen und beobachteten die Wolken und sahen plötzlich, daß die Wolken vom Süden und die vom Norden zusammenzogen, und wir sahen auch ungefähr sechs Meilen westlich von uns, dunkle Staubwolken aufsteigen. Auch bemerkten wir nun, daß es uns wohl treffen würde; aber wir wollten ja auch Regen haben. Das es Unwetter geben werde, sagte niemand von uns, aber gedacht werden wir es wohl alle haben. Wir gingen ins Haus und fingen an zu singen: „Ehre sei dem Herrn." aus „Zionsklänge". Aber während dessen war Staub, Sturm, Regen und Hagel eingetroffen, und wir konnten kaum mehr einer den andern hören. Draußen war absolut nichts zu sehen, und der Regen drang ins Haus, wie ich es wohl noch nicht gesehen hatte. Auf manchen Stellen sind die Fenster eingedrückt, und man kann sich kaum denken, wie es auf solchen Stellen gewesen ist, außer man hat etwas ähnliches erlebt. Als wir das Liedchen gesungen hatten, fühlten wir uns besonders der Hülfe des Herrn bedürftig und wir beugten uns in herzlichem Gebet vor dem Herrn und durften uns seiner Nähe versichert halten, wenn es auch sollte durch Trübsal gehen. Ja, wir dürfen es nicht allein singen: „Selig in

Jesu Armen, sicher an seiner Brust!" sondern wir haben diese Gewißheit in Wirklichkeit. Ehre sei dem Herrn! Als es dann erst nachließ, sahen wir bald, an der Windmühle daß der Sturm derselben zu stark gewesen sei, denn sie neigte ganz zur Seite, und das Rad war ziemlich zusammengebogen. Als wir weiter nachsahen, stellte es sich heraus, daß das Dach vom Speicher, welches mit Blech gedeckt war, weit auf dem Felde zerstreut lag. Bald hörten wir über Telephon daß auf manchen Stellen weit größere Schaden angerichtet war. Der größte Schaden ist wohl bei Johann J. Isaaken, Isaak Korneliens, Jakob R. Klassens und Jakob Fröjen geworden. Auf diesen Stellen sahe es heute morgen schlimm aus. Bei Isaaken ist z. B. ein großer, stark gebauter Viehstall vollständig in Stücke gerissen und weit im Felde zerstreut; auch das Fundament, welches aus Cementblöcken bestand, ist weit fortgetragen. Der Pferdestall, auch noch beinahe neu, ist zertrümmert, aber von demselben stehen noch die Wände. Man könnte es kaum glauben, wenn man es nicht gesehen hätte, was solch ein Sturm vermag. Dann sind noch auf andern Stellen, wohl ein Dutzend, noch kleinere Schäden angerichtet, wie Hühnerställe und Windmühlen beschädigt. Der Herr hat es aber nicht zugelassen, daß Menschenleben zum Opfer fielen oder Wohnhäuser gar zerstört wurden. Futter ist auf Stellen vom Wind, Regen und Hagel beschädigt. Wir freuen uns mit allen Gotteskindern, daß wir wissen dürfen daß wir in des Herrn Hand sind und nicht abhängig von den Launen der Schicksalsschläge, wie manche Menschen es verstehen.

Die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.

Wir sind, dem Herrn sei Dank, mit unsern Kindern wohlauf und wünschen auch den Rundschaulesern dasselbe. Mit Gruß,

B. A. und Maria Wiens.

Inman, Kansas, den 20. August. Werter Editor! Nach längerem Schweigen komme ich einmal wieder mit einem Hochzeitsbericht. Es war am 10. August abends einhalb 9 Uhr. Die Glücklichen waren Abr. F. Neufeld und Maria Dörksen. Er ist ein Sohn von Joh. J. Neufelds und sie eine Tochter von Jakob M. Dörksens.

Die Lieder No. 252 und 181 wurden gesungen, während die Gäste sich versammelten. Dann machte Aelt. Johann Esau die Einleitung mit dem Liede No. 67 und dem Text Joh. 2, 5. Etliche passende Bemerkungen durften wir hören über den letzten Teil des Verses, nämlich: „Was er, Jesus, euch saget, das tut." Ein Vers des Liedes No. 373 wurde angegeben von Br. P. T. Neufeld und von der ganzen Gemeinde gesungen. Dann folgte die Festrede von Prof. H. W. Löwens von Hillsboro über Röm. 15, 1. 13. Manche wichtige Gedanken durften wir auch über diesen Abschnitt hören. Ein Mädchenoktett folgte zur Abwechslung: „Im Herzen bewahr' ich dein Wort." Aelt. Klaas Kröker folgte mit dem Liede No. 423 aus dem Gesangbuch und dem Text aus Kol. 3, 12. 17. Etliche, dem Text entsprechende Ermahnungen durften wir von ihm hören. Darauf las er ihnen die Eheregeln aus Kol. 3, 18; 1. Pet. 3, 1 und vollzog die Trauung. Weiter gab er ihnen Matth. 6, 33. mit das Lied No. 426 wurde gesungen, ein zweites Mädchenoktett folgte und dann wurden noch mehrere Glückwünsche vorgetragen, unter andern gab ihnen Vater Dörksen die Ermahnung: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet, und so weiter. Br. Abr. P. Pauls hielt das Schlußgebet und Aelt. Heinr. Löws sprach den Segen.

Ich will auch zugleich von etlichen Besuchen berichten. Den 11. August waren Schw. Susie Ratzlaff und Schw. Susie Balzer in unserer Kirche. Sie erzählten uns von ihren Erfahrungen, wie der Herr sie geleitet zur Missionsarbeit. Schw. Ratzlaff ist schon sieben Jahre in China gewesen und Schw. Balzer will diesen Herbst hin. Einen weitern Besuch hatten wir in H. E. Ramseier von Minnesota. Er arbeitet für eine Bibelgesellschaft. Das Wetter ist trocken, doch regnet es hie und da etwas. Mit Gruß,

John J. Pauls.

Oklahoma.

Renfrow, Oklahoma, den 23. August. L. Br. Wiens und alle Rundschauleser! Ich kann Euch berichten, daß die Ernte vorüber und auch das Dreschen ist beendet. Der Ertrag der Ernte war ein mittelmäßiger. Gott sei Lob und Dank, daß er wieder für ein Jahr für seine Geschöpfe gesorgt hat! Das Wetter ist noch immer trocken, und es ist noch fast nichts gepflügt worden. Es sind hier einige krank am Typhusfieber und ein Storemann soll heute beerdigt werden, welcher am Typhusfieber gestorben ist. Von Martin Reimer seiner Krankheit ist keine Besserung zu berichten, denn er ist noch immer leidend an der Lähmung.

Will noch berichten von Vater Heinrich Görtz seinem Absterben. Wir erhielten den 15. August ein Telegramm von Walton, Kansas: „Vater tot." — So fuhren wir, ich und meine Frau, den 16. mit H. C. Fröjen zusammen auf ihrem „Ford" ab, um dem lieben Vater das letzte Geleit zu geben. Sonntag nachmittag wurde seine Leiche dem Schoße der Erde übergeben. Die Begräbnisfeier fand statt in der Taborkirche. Es hatten sich viel Trauergäste eingefunden, um dem lieben Freund und Bekannten noch einmal ins Gesicht zu sehen. Aber wie blaß und stumm war er! Er predigte uns mit stummen Lippen: „Was ich bin, mußt du werden."

Der Vater ist geboren den 6. Juli 1844 im Dorfe Alexanderwohl und getauft 1863 vom Aeltesten Peter Wedel. In den Ehestand getreten im J. 1873 den 20. Februar mit unserer jetzt trauernden Mutter Anna, geborenen Siebert. Aus Rußland ausgewandert im Jahre 1874. Ihnen sind Kinder geboren sieben, wovon ihm eins voran gegangen ist in zarter Jugend. Großkinder hatte er 25, wovon fünf ihm vorangegangen sind. Er ist leidend gewesen drei Jahre, wovon die letzten 10 Wochen für ihn sehr schwer waren. Er hat es jedoch in Geduld getragen. Sein Leben war nicht ein rosiges, denn er hatte auch sein Kreuz in seinem Leben zu tragen. Seine Sehnsucht war, heimzugehen, um bei Jesu zu sein. — Ja, Jesus, Heiland meiner Seele, laß an deine Brust mich flieh'n! u.s.w.

Er hat sein Alter gebracht auf 75 Jahre einen Monat und neun Tage. Den 15. August 12 Uhr mittags schlug seine Erlösungsstunde. Er hinterläßt seine Gattin, sechs Kinder, 20 Großkinder und sechs leibliche Geschwister, welche ihn betrauern, aber nicht als solche, die keine Hoffnung haben.

So unterzeichnen sich die Trauernden, die Gattin und die Kinder.

Eingesandt von

A. J. Flaming.

Canada.

Manitoba.

Plum Coulee, Manitoba, den 12. August. Werte Freunde und Leser der Rundschau! Das Wetter ist schön, zuweilen sehr heiß, und die Leute sind sehr mit dem Mähen des Getreides beschäftigt. Auch wir haben das Unsere beinahe alle in „Hocken". Sonntag waren wir auf dem Begräbnis des Geschw. Cornelius Falken's Töchterlein (vier Jahre alt), welches stattfand in dem Hause des Johann Klassen, nahe Rosenfeld. Die Leichenrede wurde gehalten von Prediger Abraham Friesen, Rosenheim. Zum Text hatte er: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" usw. Es war eine zu Herzen gehende Andacht. Er ermahnte einen Jeden, das Leben recht wahrzunehmen, umzukehren und zu werden wie die Kinder nach dem Ausspruch Jesu.

Weiter berichte ich, daß wir nun in unser neues Haus eingezogen sind, welches auch schon somehr fertig ist. Die Früchte im Garten sind jetzt schon zu haben, und ein jeder freut sich des Segens, den Gott schenkt.

In Liebe alle Freunde grüßend,

Bernh. und Elisabeth.

Bernh. und Elisabeth Bergen.

Altona, Manitoba, den 16. August. Werter Editor! Da ich eben Zeit habe, will ich etliche Zeilen der Rundschau mit auf die Reise geben.

Wir sind in unserer Umgegend sozusagen im vollen Dreschen. Der Ertrag ist mittelmäßig. Es gibt auf Stellen mehr als man hoffte, auf andern dagegen wieder weniger. Nun, es ist ja auch ganz natürlich, wenn wir uns hin und wieder im Lichte stehen. Wenn es im Irdischen geschieht, dann geht es noch, wenn aber die Ewigkeit solche Enttäuschung bieten wird, wie dann? Und sie wird es für manche. Nicht, daß der Herr sein Wort brechen wird, nein sondern Jesus sagte zu Nikodemus: „Ihr müsset von neuem geboren werden, denn ohne die Wiedergeburt kann niemand das Reich Gottes sehen." Man prüfe Röm. 10, 2. 3, ob es mit uns nicht auch so geht. Wenn uns der Nächste nicht kann etwas schön vormachen (wir dürfen es wohl heucheln nennen), dann ist er nicht ein

(Fortsetzung auf Seite 9.)

Editorielles.

— Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen.

—Wir bedauern es, wenn die Leute Uebels wider uns reden, aber wir dürfen uns doch trösten, daß wir in Gottes Augen dadurch nichts verlieren, wenn wir nur unschuldig sind an dem was man uns nachredet.

— Wenn jedoch die Leute Uebels wider uns reden und wir uns geprüft und unschuldig erfunden haben, so bleibt doch immer noch das Wort Pauli wahr: „Ich bin mir nichts bewußt, doch: darinnen bin ich nicht gerechtfertigt. Gottes Auge allein erkennt, ob nicht ein Flecken auf unserer Seele ist.

— Wir freuen uns zu hören, daß unter den Juden die Bewegung sehr stark ist, einen jüdischen Staat in Palästina zu gründen, und wir wünschen ihnen von Herzen Gelingen dazu. Aber wenn es wahr ist, daß sie bei diesem Unternehmen die Religion ganz zu umgehen trachten, dann scheint es uns doch schwierig, daß sie den Herrn auf ihrere Seite haben werden.

— Gott segnet oft Menschen und ganze Völker in irdischer Hinsicht, auch wenn diese nichts nach ihm fragen, und wenn er so mit Israel verfahren sollte, wenn er ihr Vorhaben, in ihr altes Heimatland zurückzukehren, gelingen ließe und sie dort zu einem gesegneten Volk machte, dann würde ihnen doch noch alles zum wahren Glück fehlen, im Falle sie sich nicht bekehren. Die Ruhe, die Israel sucht, findet es nicht, außer in Christo, es sei denn, es sucht nur Ruhe für dieses Leben.

— Sollte Israel jetzt in sein Land zurückkehren dürfen und mit der Zeit selbständig werden, d. i. aus der Vormundschaft der die Welt beherrschenden Mächte heraus wachsen, so daß es selbst über sich zu bestimmen haben würde, dann würde dieses Volk Gelegenheit haben zu zeigen, ob es in Beobachtung des mosaischen Gesetzes und seiner „Aeltesten Aufsatze" treuer und erfolgreicher sein wird als das alte Volk Israel und die Juden zur Zeit Jesu, welche sich nur nach dem Buchstaben richteten, den Geist aber nicht verstanden. Möchte es dann bald einsehen lernen, daß man durch Gesetzeswerk nicht gerecht wird!

— Wie notwendig ist es doch, daß die Christen sich von den Namenchristen getrennt halten! Die Welt beurteilt das Christentum immer nach der Mehrheit derer, die diesen Namen tragen und weil die Mehrheit nur den Namen hat, daß sie lebt, in Wahrheit aber in Sünden tot ist, so kommt die ungläubige Welt immer wieder zu dem Schluß, daß die christliche Religion und mit ihr die Heilige Schrift, nichts ist als Dichtung, Unwahrheit, Heuchelei und Unsinn. Wann werden doch die ernsten Nachfolger Jesu einmal ganz loslassen von dem Joch, welches sie noch immer mit den Ungläubigen zusammenkettet, damit alle Welt sehen kann: Hier ist Christus und dort ist Scheinchristentum!

— Die Bibel fordert die Menschen auf, ihr Ende zu bedenken, und sie mahnt, nicht zu vergessen, daß dem Unwiedergebornen ein schreckliches Los in Aussicht steht, während denen, die eine neue Kreatur in Christo geworden sind, eine herrliche Zukunft bevorsteht. Die Welt aber gibt den Rat, entweder nicht an das Ende zu denken, oder sich durch häufige Vorstellung, daß das Ende nichts Schreckliches an sich hat, nach und nach und so an den Gedanken zu gewöhnen, daß schließlich die Furcht davor einer Sehnsucht darnach Platz macht. In einer Zeitschrift fanden wir folgenden Rat eines Weltkindes: „Die Schrecken des Todes lassen nach, wenn du nicht immer an deinen Tod denken wolltest. Was würdest du sagen, wenn alle dir unsympathischen Menschen, deine Feinde, Neider und Spötter ein ewiges Leben hätten! In den Frohsinn über ihre Vergänglichkeit schließe dich selbst mit ein und so fahre lächelnd den humorvergoldeten Strom des Lebens hinab: denn auch du wirst nicht jedem — sympathisch sein." — Daß die Welt mit solch einem armseligen Trost zufrieden sein soll, zeigt zur Genüge, wie arm sie an Trost für die Sterbestunde ist. Weil ich nicht „jedem sympathisch" bin, soll ich mich freuen, aus diesem Leben zu scheiden, und daß ich mich über den Tod derer freue, die mir unsympathisch sind, wird als selbstverständlich angenommen! Die Bibel zeigt uns doch einen unendlich bessern Weg, uns zu erretten und anderen die frohe Botschaft Von dem Heil in Christo zu bringen. Um andern nicht anstößig zu sein, lasset uns dem Vorbilde unsers Meisters nachwandeln!

— Immer häufiger begegnet man in Zeitungen und Büchern der Ansicht, daß es jedem erlaubt sein sollte, seinen Tod durch geeignete Mittel rasch und schmerzlos herbeizuführen, wenn im Falle von Krankheit der Arzt ihn für unheilbar erklärt. Andere meinen, der Arzt sollte das Recht erhalten solchen hoffnungslos Kranken einen schnellen und schmerzlosen Tod zu geben. Leute, die solcher Ansicht huldigen, zeigen deutlich, wohin sie treiben. Mutwillens verschließen sie ihre Augen vor der Wahrheit, daß mit dem Tode nicht alles vorbei ist, daß, nachdem sie ihr Leben eigenmächtig von sich geworfen haben, sie vor den Richterstuhl Gottes zur Rechenschaft gefordert werden sollen und daß ihr Los dann an Leiden alles übertreffen wird, was sie hier leiden konnten. Die Bibel lehrt deutlich, daß die Strafe der Gottlosen nach diesem Leben kommt. Obgleich auch hier schon einige gottlose Taten bestraft werden, ist doch das Leiden dieser Zeit im allgemeinen nicht die Strafe der Sünde sondern die Folge derselben, ihre natürliche Frucht. So lehrt auch die Bibel, daß die Gerechten nach diesem Leben erst den Lohn für ihre Gerechtigkeit erhalten werden, und daß dieser Lohn reichlich entschädigen wird für die hier ausgestandenen Leiden. Der Unterschied zwischen dem Los der Gottlosen und dem der Gerechten ist so groß, daß Gott es sich seinen eingebornen Sohn kosten ließ, damit jedem die Möglichkeit geboten werden könnte, den Lohn der Gerechten zu erlangen und dem Los der Gottlosen zu entfliehen. Aber die Menschen lieben es, sich über dies alles hinwegzutäuschen und wollen sich die ihnen von Gott in großer Geduld und Langmut gewährte Gnadenfrist verkürzen, um irdischen Leiden, welche sie zur Buße und Umkehr führen sollten, aus dem Wege zu gehen.

— Zu bestimmen, ob ein Kranker wirklich unheilbar ist, dazu sind unsere Aerzte noch viel zu sehr dem menschlichen Irren unterworfen. Wer weiß nicht von Fällen, in welchen der Arzt voll guter Hoffnung war, der Kranke aber wenig Stunden darauf aus dem Leben schied? Oder: Wer weiß nicht in seinem Bekanntenkreise von Personen, denen der Arzt schon einmal das Leben abgesprochen hatte, die aber trotzdem genasen und nachher kräftiger wurden als sie vor ihrer Krankheit waren? In manchen Fällen nahm der Lauf einer Krankheit solche plötzliche Wendung, daß sich die näher Beteiligten verwunderten und von einem direkten Eingreifen Gottes sprachen: Wir glauben, daß Gottes Hand immer darin ist, ob es zum Tode oder zu Leben geht, und hoffen, daß es immer dabei bleibt, statt daß die Bestimmung über Leben oder Sterben in die Hand des Arztes gelegt wird, der beim besten Willen nur eine unzuverlässige Stütze und ein Anfänger in seinem Beruf bleibt. Das Leben ist etwas Geheimnisvolles, nur Gott bekannt. Gelehrte haben versucht, in dieses Geheimnis einzudringen, den Ursprung des Lebens zu erforschen und sein Wesen an den Lebenserscheinungen zu erkennen, sind aber nicht zum Ziel gekommen. Alles in allem genommen, ist es eine kurze Strecke, die sie auf diesem Wege unter großer Mühe vorgedrungen waren und wo sie an die Kluft gerieten, die ein weiteres Vordringen unmöglich machte. Wer von ihnen demütig und aufrichtig genug ist, bekennt freimütig das Unzureichende des menschlichen Verstandes für diese Aufgabe und gibt Gott die Ehre, während alle andern von der Größe des menschlichen Geistes sprechen und von der sichern Aussicht, bald mehr Klarheit in dieses „Dunkel" bringen zu können. Etwas Großes ist der menschliche Geist unstreitig, aber gegenüber der göttlichen Geheimnisse sinkt er zur Unscheinbarkeit zusammen.

Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; Was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Fortsetzung von Seite 7.

Christ! Der Mensch sieht was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an. Das letzte ist das wichtigste. Es ist dennoch selbstverständlich, daß der Wandel der Kinder Gottes andern ein Licht sein soll, welches uns nur zu oft Torheit dünkt. Daher große Täuschung.

Wm. Martens, Altona, hat sich einer schweren Operation unterwerfen müssen. Soviel mir bekannt, ist es Magenkrebs. Er ist in einem bedenklichen Zustande.

Wer es nicht erfahren hat, beim Krankenbett zu sitzen oder gar selbst darnieder zu sein, der kann es auch nicht verstehen. Ein paar tiefe Seufzer mögen wohl das Mitgefühl andeuten und damit fertig. Wir sind sehr kurz von Gedanken, nicht so bei dunklen Tagen; dann erinnern wir uns bald der guten Tage wie Israel in der Wüste.

Witwer Johann K. Löppky hat eine Gehilfin in Lena Siemens, Tochter des Gerhard Siemens, Altona, gefunden. Sie wurden den 10. dieses Monats für's Leben verbunden.

Es bleibt noch alles dem Wechsel unterworfen. Wir teilen Freude und Leid. Es würde das eine ohne das andere auch nicht gut sein, wenigstens nicht, wo es zum Nutzen des Menschen gereichen soll.

Da bei solcher geschäftigen Zeit nur wenig Zeit zum Lesen ist, so will ich enden. Grüßend,

P. P. Kehler.

Allgemeine Nachrichten aus Palästina.

Aus „Der Bote aus Zion." Aprilnummer 1919.

Der Krieg hat für Palästina nur insofern etwas Gutes gehabt, als er schließlich die Befreiung des Landes vom Türkenjoch herbeigeführt hat. Aber das Land hat doch in diesen vier Jahren furchtbar gelitten. Der letzte deutsche General, der dort die uneingeschränkte Verehrung nicht nur der deutschen, sondern auch der türkischen Truppen hatte, war der bayerische General Kreß von Kressenstein, dessen Abberufung von allen gleichmäßen bedauert wurde. Er mußte auch mit dem türkischen Oberstkommandierenden Dschemaal Pascha leidlich fertig zu werden, der sich sonst durch sein eingebildetes Wesen und dadurch, daß er Araber, Armenier und Juden massenweise hängen ließ, die Bevölkerung zum Feinde gemacht hat. Durch das Auftreten Dschemaal Paschas war dem Vordringen der Araber aus dem südlichen Yemen auch in Palästina innerlich der Boden bereitet, und Palästina und Syrien befanden sich nach allem, was sie gelitten hatten, in hellem Aufruhr, als die Engländer einzogen. In Beirut wurde die französische Flotte mit lautem Jubel begrüßt, und in Damaskus kam es zu grausigen Straßenkämpfen zwischen den türkischen Fremdherrschern und den eingeborenen Arabern. Da außerdem das türkische Heer mit seinen deutschen Bestandteilen unter größten Ernährungsschwierigkeiten zu leiden hatte, war der Zusammenbruch schließlich durch keine Macht der Welt mehr aufzuhalten.

Auch das Verhältnis zwischen den deutschen und türkischen Truppen war mit der Zeit immer schlechter geworden. Die türkischen Machthaber, und besonders die türkische Intendantur trieben schwunghafte Wuchergeschäfte in und an dem unglücklichen Lande, dessen Bevölkerung furchtbar unter dem Hunger litt.

Die Zeitungsleser in Deutschland wurden indessen mit Schilderungen von den großartigen, aufblühenden, eine glänzende Zukunft verbürgenden türkischen Zuständen fortwährend getäuscht. Was für unglaubliche Behauptungen mußte man da immer wieder aus der Feder von Major Enders, Professor Jäckh, Professor Delitzsch und anderen lesen, die unsere Zeitungen gutgläubig ihren Lesern vorsetzten! Der Kenner türkischer Verhältnisse griff sich manchmal an die Stirn und fragte: Haben diese Männer überhaupt jemals in die wirklichen traurigen Verhältnisse der Turkei hineingesehen?

Die Leiden Palästinas während des Weltkrieges. Palästina war schon vor dem Kriege ein heruntergewirtschaftetes Land. Umso weniger war es imstande, die ungeheuern Anförderungen und Entbehrungen des Krieges auszuhalten. Seine Ernten sollten jetzt nicht nur die Bevölkerung, sondern auch das große Kriegsheer ernähren. Fast alle Zug- und Lasttiere, Pferde, Maultiere, Esel, Kamele wurden für den Heeresdienst beschlagnahmt. So war es nur noch in beschränktem Maße möglich, Aussaat und Ernte zu bestellen. „Requiriert" wurde alles, aber die Türken zahlten nichts dafür. Auch der Verdienst, den sonst die Landbewohner durch den Warenverkehr mittels Lasttieren hatten, fiel selbstverständlich aus. Der Handel mit dem Auslande stockte völlig. Die Kaufleute bekamen keine Waren mehr. Die dennoch durchgeschmuggelten Waren wurden zu ungeheuerlichen Preisen verkauft.

Das schlimmste für die Araber in Stadt und Land war die Unsicherheit der Lage. Keinen Tag waren sie sicher vor den Jagden nach Fahnenflüchtigen. Diesen Jagden fielen sehr viele Leute zum Opfer, die die Sache garnichts anging. Sie wurden dann auf der Straße verhaftet, ins Gefängnis geworfen, oder zwei und zwei aneinandergefesselt zu irgend welchen Arbeiten gepreßt, meist Straßenarbeiten. Die Angehörigen wußten dann oft lange Zeit nichts vom Verbleib dieser Unglücklichen, die bei schlechter Behandlung (Prügelstrafe) und Verpflegung (schlechtes und wenig Brot, einmal täglich Suppe), vielfach wieder desertieren oder an irgend welchen Krankheiten starben. Nur mit großer Mühe und großen Opfern an Geld (Hartgeld) konnten so Aufgegriffene wieder losgekauft werden, um dann bei Gelegenheit wieder aufgegriffen zu werden.

Am meisten litten unter diesen Verhältnissen die Gegend um Jerusalem, Jafa und der Libanon. Auf den letzteren mit seiner christlichen Bevölkerung hatten es die Türken besonders abgesehen, und im Winter 1916—17 sind dort ganze Dörfer an Hunger und Fleckfieber ausgestorben. Im Ostjordanland wagte die Regierung ein solches Vorgehen nicht, aus Angst vor einem Aufstand. Die Landbevölkerung verarmte indessen mehr und mehr und verlor allen Mut, so daß die Anbaufläche von Jahr zu Jahr zurückging. 1918 sollen nur noch 30% der normalen Fläche unter dem Pflug gestanden haben.

Auch die schlechten Geldverhältnisse trugen viel zur Verelendung des Landes bei. Das türkische Papiergeld sank im Werte immer mehr, und zwar bis zum fünften, ja zuweilen bis zum zehnten Teil des Nennwertes. Und da die Bauern und Beduinen für Getreide und Nahrungsmittel nur Hartgeld kaufen, wobei dann für 1 Mark immer 5 bis 10 Mark zu zahlen waren.

Dazu kam im Jahre 1915 die furchtbare Heuschreckenplage, die das ganze Land verwüstete. Von Norden, über Kleinasien, konnte der eine Schienenstrang nicht einmal das für die Armee Nötige herbeischaffen, geschweige denn Nahrungsmittel für die Bevölkerung. Ueberdies hatte die Eisenbahn im Taurus und Amanus noch große Lücken, so daß es einer ununterbrochenen Eisenbahnverbindung mit Konstantinopel und Europa während des ganzen Krieges fehlte. Kein Wunder, daß eine furchtbare Hungersnot das ganze Land ergriff. In Jerusalem kauerten und lagen die Verhungernden in bejammernswertem Elend zu Dutzenden an der Straße und wimmerten mit erlöschender Stimme den Vorübergehenden zu: „Ja, rabbi dschu'ahn,„ O Gott ich bin hungrig. Viel unserer deutschen Soldaten mochten gar nicht mehr in dieStraßen Jerusalems gehen, nur um nicht diesen herzzerreißenden Jammer mit ansehen zu müssen.

Die Folge dieser Zustände war das Auftreten von unheimlichen Seuchen: Flecktyphus, Hungertyphus, Pocken, Cholera. In der Umgegend von Jerusalem sollen einzelne Dörfer 40% ihrer Bewohner verloren haben. Erst eine spätere Zeit wird darüber Klarheit schaffen können, wie viele Tausende der Einwohner Jerusalems wegen dieses Elends ins Grab gesunken sind Um nicht durch die vielen Einzelbeerdigungen die Angst und Unruhe in der Bevölkerung zu vermehren, wurden die Toten abends in Wagen zusammen aufgeladen und zugedeckt auf die Friedhöfe gebracht. Dort wurden sie in den Gräbern oft nur notdürftig mit Erde bedeckt, daß manchmal noch Leichenteile herausragten oder leicht bloßzulegen waren. Was man in Jerusalem seit achtzig Jahren nicht mehr gehört hatte: des Nachts kamen Hyänen und holten sich ihre Beute aus den leicht bedeckten Gräbern. Unter all diesen Leiden bemächtigte sich der Bewohner Jerusalems eine verzweifelte Stimmung, umsomehr, als ja niemand im Lande ein Interesse an diesem Kriege hatte. Wie sollten sich die Bewohner Palästinas dafür begeistern, sich in einem Kriege für ihre türkischen Aussauger und Unterdrücker totschlagen oder tothungern zu lassen! Die Tatsache, daß das Bündnis mit Deutschland drohte, das Türkenjoch mit all seinem Elend nur noch unentrinnbarer für unabsehbare Zeit zu verlängern, hatte begreiflicherweise den Erfolg, daß auch

Deutschland selbst dem Volke immer mehr verhaßt wurde, und daß Tausende die einziehenden Engländer mit Jubel als Erlöser begrüßten.

Die Oelbäume sind seit Abrahams Zeiten die größten Wohltäter Palästinas gewesen. Schon Mose sagt 5. Mos. 28, 40 den zeigen: „Du wirst Oelbäume haben in allen deinen Grenzen." Wo immer man sich einem Dorf naht, sieht man schon von weitem einen dunkeln Kranz von Oelbäumen um dasselbe her stehen. Der Oelbaum ist einer der Haupternährer Palästinas, denn er entlockt der scheinbar dürren Erde das köstliche Olivenöl. Dieses wird im ganzen Lande als Fett zum Kochen verwendet. In das Olivenöl taucht der Landmann täglich sein Brot ein, anstatt es wie anderwärts mit Butter zu bestreichen, wie es einst auch die Witwe in Zarpath und ihr Gast, der Prophet Elia, tat. Außerdem sind die fetthaltigen Olivenbeeren, in Salz eingemacht, das ganze Jahr hindurch in Stadt und Land als Zukost zum Brote eines der wichtigsten und beliebtesten Nahrungsmittel. Auch als Arznei spielt das Olivenöl, wie einst beim barmherzigen Samariter und bei den zum Heilen ausgesandten Aposteln, eine große Rolle (Luk. 10, 34; Mark. 6, 13; Jak. 5, 15". Dabei ist es geradezu wunderbar, wie genügsam und anspruchslos der Oelbaum ist. Mankann ihn mitten unter starre Felsen pflanzen, und er lohnt seinen Pfleger doch mit reicher Frucht. Ströme von Oel fließen durch die stille Arbeit des Oelbaums, als eines wunderbaren Chemikers, jedes Jahr aus den felsigen Bergen Palästinas. Deshalb rühmt auch Mose (5. Mos. 32, 13) seinen Israeliten unter den Wohltaten, die Gott ihnen im gelobten Lande bescheren werde: „Er wird euch Oel geben aus den harten Steinen."

Dieser alte Wohltäter Palästinas ist durch den Krieg furchtbar mitgenommen worden. Es war nicht möglich, von Norden her die nötigen Steinkohlen zur Feuerung der Lokomotiven, Maschinen und Feldlager heranzubringen. Da wurden, nachdem die letzten kleinen Eichenwälder des Landes in der Nähe Nazareths und auf dem Karmel abgehauen waren, die Oelbäume gefällt, deren Holz dank seinem Fettgehalte gut brennt. Ganze Wälder von Oelbäumen wurden abgeholzt und das Land seines uralten Freundes unbarmherzig beraubt. Glücklich noch die Dörfer, die so weit vom allgemeinen Verkehr abgelegen und durch zu schlechte Wege mit der übrigen Welt verbunden waren! Sie hatten noch am ehesten die Aussicht, ihre alten Freunde und Wohltäter zu behalten. Aber im allgemeinen haben im Bestande an Oelbäumen furchtbare Verwüstungen stattgefunden. Gerade Südpalästina, wo Waldbäume sehr selten sind, hat furchtbar gelitten. Die herrlichen, waldartigen Oelbaumpflanzungen bei Gasa, Medschdel, Ramle bei unserem Bir Salem sind vernichtet. In Ramle lagen beim Rückzuge der Türken im Jahre 1917 Tausende von Tonnen geschlagenen Oelbaumholzes, die den nachrückenden Engländern in die Hände fielen. Auch die großen Oelbaumbestände bei Naablus (Sichem) und Nazareth sind zum großen Teil abgeholzt. Der Verlust der Oelbäume ist der größte Schaden, den Palästina erlitten hat, denn sie waren der letzte Reichtum des armen Landes. Die Engländer haben ja, wie die Zeitungen melden, die Aufforstung des unter den Türken ganz entwaldeten Landes tatkräftig aufgenommen. Das ist gewiß außerordentlich wichtig und heilsam. Aber gerade die Verluste an Oelbäumen lassen sich bei deren langsamen Wachstum zunächst nicht ausgleichen. Wenn wir einmal unsere Felder am Syrischen Weisenhause und in Bir Salem wieder haben, muß es eine unserer ersten Sorgen sein, recht viele Oelbäume zu pflanzen.

Das Elend von Witwen und Weisen ist durch den Krieg im ganzen Lande ungeheuer gewachsen. Schon lange vorher war es ja groß genug. Aber dann kam ein Krieg nach dem anderen, der die waffenfähige Mannschaft, die an diesen Kriegen innerlich nicht das geringste Interesse hatte, auf ferne Schlachtfelder rief und hinopferte. Zuerst kamen die beiden Balkankriege, dann der Krieg gegen Italien in Tripolis, dann der Weltkrieg. Und immer mehr Männer fielen, und immer größer wurde die Zahl der dem größten Elend preisgegebenen Witwen und Waisen. Und während des letzten Krieges kamen dann noch Hungersnot und Seuchen dazu, die unter der Bevölkerung furchtbar aufräumten. Wenn wir unsere Arbeit im Syrischen Waisenhause in Jerusalem, Bir Salem und Nazareth wieder eröffnen, werden wir vor einem ganz ungeheuern Andrang von Waisen stehen. Aber während die frühere türkische Regierung schlechterdings nichts für ihre Waisen tat, und zudem noch uns, die wir allein für sie sorgten, auszuplündern trachtete, ist doch wohl zu hoffen, daß die neue Landesregierung auch ihrerseits die Waisenfürsorge mit zu ihren Aufgaben rechnen werde.

Der Wiederaufbau des Landes. Die gegenwärtige britische Verwaltung hat schon vieles getan, um das bis ins Mark ausgesogene Land wieder in die Höhe zu bringen. Dasselbe soll nach neuester Schätzung im britischen Verwaltungsgebiete zwischen Aegypten, Galiläa (mit der Nordgrenze Akko-Meromsee) und dem Jordan 640,000 Einwohner haben, darunter 62,000 Christen und 66,000 Juden.

Zunächst wurde für eine bessere Ernährung des Volkes gesorgt. Von den reichen Heeresvorräten wurden zunächst an jedermann Nahrungsmittel zu billigen Preisen abgegeben. Und es ist zu verstehen, daß nach der langen und schweren Hungerkur diese Tatsache die Herzen der Bevölkerung für die neue Regierung gewann. Dann wurden und werden in steigendem Maße aus dem nahen Aegypten Nahrungsmittel, auch andere Waren jeder Art in das von allen zum Leben nötigen Dingen entblößte Land eingeführt. Auch zwischen Syrien und Palästina ist der Handelsverkehr wieder freigegeben. Die Ausfuhr unterliegt keinerlei Beschränkungen mehr.

Ebenso ist auf dem Gebiete des Gesundheitswesens schon manches geschehen, das man bisher in Palästina nicht kannte. Durch umfassende Disinfektionen und Impfungen werden die Seuchen bekämpft, Malaria, Cholera, Typhus, Pocken. Die Wasserzisternen die oft gefährliche Brutstätten der Ansteckung waren, werden sorgfältig gereinigt, in den Städten wird auf pünktliche Straßenreinigung gehalten. Aerzte sollen auch aufs Land hinausgehen, um durch Arzneien und Operationen namentlich die ansteckenden oder zur Blindheit führenden Augenkrankheiten zu bekämpfen.

Das Verkehrswesen wird rasch und umfassend ausgebaut. Die Landstraßen, die teils alt, teils während des Krieges von deutschen Ingenieuren neu angelegt worden sind, werden wieder in guten Stand gesetzt, auch durch einige neue vermehrt. Der größte Fortschritt aber hat im Eisenbahnwesen stattgefunden. Zu den früheren wenigen Bahnen hat die englische Verwaltung 500 Kilometer neuer, fast durchweg vollspuriger Bahnlinien gebaut. Die Hauptlinien laufen von Kairo nach Haifa und Karmelgebirge, dann von Haifa nach Damaskus, womit der Anschluß nach Bagdad und Mekka gegeben ist, endlich von Jerusalem nach Konstantinopel. Die Beiden letzteren sind freilich schon von den Deutschen gebaut worden. Aber namentlich die große Küstenbahn von Haifa nach Kairo, auf welcher man sogar im Salonwagen fahren kann, unter Vorspann bester Schnellzuglokomotiven, ermöglicht den Anschluß an die großen Verkehrsadern des Sueeskanals und der ägyptischen Schienenwege in einer so kurzen Zeit, daß den Bewohnern Palästinas diese Fortschritte ans Fabelhafte zu grenzen scheinen. In Haifa, dem weitaus besten Hafen des Landes, der durch den weit ins Meer vorspringenden Karmel gegen West- und Südwinde geschützt wird, sind die vorbereitenden Arbeiten in Angriff genommen, um auch den größten Schiffen einen bequemen Landungsplatz zu schaffen, von dem aus man mit der Eisenbahn bequem in alle Gegenden des Landes fahren kann. Das berühmte Jafa wird damit endgültig seinen Jahrtausende alten Ruhm, der Hafen Palästinas und Jerusalems zu sein, an Haifa abgeben müssen.

Jerusalem. Für die Landeshauptstadt, die zwar für Handel und Gewerbe für heutige Zeiten keine beherrschende Lage hat aber vermöge ihrer Vergangenheit natürlich auch in Zukunft immer die erste Stadt des Landes, ja eine der ewigen Städte der Menschheit bleiben wird, planen die Engländer große Verbesserungen, haben teilweise auch schon damit begonnen. Unter dem Vorsitze des Stadtkommandanten, General Storr, ist ein „aus allen Nationen und Konfessionen Jerusalems" bestehender Ausschuß gebildet worden, der den „Wiederaufbau der heiligen Stadt" zur Aufgabe hat. Die Altstadt, welche von der vom Sultan Soliman 1517 erbauten Festungsmauer umschlossen ist, soll „einem gewaltigen Geschichtsmuseum gleich" unangetastet bleiben. Dagegen soll die außerhalb befindliche Neustadt „nach modernsten europäischen und amerikanischen Plänen mit breiten Stra-

ßen, Seitwegen, Wasserleitung, Kanalisation „Beleuchtung" eingerichtet werden. Die Altstadt mit ihren Kuppeln, Minareten, zinnengekrönten Festungsmauern soll dann dieser mit herrlichen Parkanlagen geschmückten Neustadt zum reizvollen Hintergrunde dienen. Wie dieser Plan verwirklicht werden soll, ist uns freilich noch rätselhaft. Es wäre nur dann möglich, wenn die ganze, weit ausgedehnte, dreckige Neustadt, wo die Juden ihre Häuschen und niedrigen Mietskasernen fast planlos nebeneinander gebaut haben, etwa wie kleine Kinder ihre Baukastenhäuser, zuerst völlig vom Erdboden wegrasiert würde.

Die heiligen Stätten sollen unter einen ganz besonderen Schutz gestellt und namentlich die großen muhammedanischen Moscheen auf dem Tempelplatze, die Felsen- und Aksamoschee, durch umfassende Arbeiten vor Verfall bewahrt werden. Bekommt freilich die neue Regierung einen starken zionistischen Einschlag, so wird früher oder später der Streit emporwachsen, wer von beiden zuletzt mit seinem Anspruch auf den alten Tempelplatz Israels durchdringen soll, die Juden oder die Muhammedaner.

Auch Volksschulen sollen bis ins kleinste Dorf Palästinas hinein gegründet werden, und zwar mit allgemeinem Schulzwang für alle Schichten der Bevölkerung. Daß ihre Einrichtung viel Zeit brauchen wird in einem Lande, wo es, abgesehen von den Missionsschulen, für die Eingeborenen überhaupt keine Schulen gab, die dieses Namens wert sind, versteht sich von selbst. Vor allem anderen müßten Lehrer ausgebildet und Schulgebäude errichtet werden. Denn an beiden mangelt es in dem muhammedanischen Lande durchaus. Entsprechend der Zusammensetzung der Bevölkerung Palästinas aus „so vielen Nationalitäten" ist „vollständige Lehr- und Lernfreiheit in allen Sprachen" verkündet worden. Diese Mannigfaltigkeit der Nationalitäten bezieht sich natürlich nur auf einige wenige Städte. Auf dem Lande, aber auch in Städten wie Hebron und Naablus (Sichem) ist es alles arabisch und muhammedanisch.

Auch die biblische Altertumswissenschaft soll neu aufgenommen und besonders die nähere Umgebung Jerusalems durch umfassende Nachgrabungen erforscht werden, um die so lange unter dem Boden vergrabenen Schätze und Aufschlüsse der Vergangenheit endlich ans Licht zu fördern. Eine Gruppe englischer, amerikanischer und französischer Archäologen hat die Vorarbeiten schon aufgenommen. Da die türkische Regierung in ihrer großen Beschränktheit bisher alle Nachgrabungen zu wissenschaftlichen Zwecken verhinderte oder doch nur nach starkem diplomatischem Druck seitens einer europäischen Großmacht erlaubte, hat sie freilich unbeabsichtigt die schätzenswerte Rolle eines Konservators dieser Altertümer gespielt. Denn da nicht nachgegraben werden durfte, konnten die ohne Zweifel noch in großem Maße vorhandenen wertvollen Urkunden der biblischen Vergangenheit auch nicht verschleppt oder verdorben werden.

In welchem Maße Wohltätigkeitsanstalten seitens der neuen Regierung begründet oder gefördert werden sollen, ist uns nicht bekannt geworden. Auf diesem Gebiete ist ja seitens der verschiedenen christlichen Völker und Kirchen des Abendlandes schon vieles Gute geschehen. Hinsichtlich der Anstalten unserer deutschen Missionskreise sagte neulich der in London weilende englische Verwalter Jerusalems in einer öffentlichen Versammlung: „Die Deutschen haben in Jerusalem in Bauten und Erziehung zweifellos bessere Arbeit geleistet als irgendwo anders."

Witterung und Saaten hatten in diesem Winter einen guten Stand. Das Wetter war meist milde, aber der Winterregen, von dem in Palästina alles abhängt, war reichlich genug, um eine gute Ernte zu sichern. Nach all den Kriegsjahren war es wie eine andere Welt. Die Männer, soweit sie nicht umgekommen sind, waren wieder daheim. Keine Kanonen donnerten, keine Flugzeuge rasselten, Truppen stürmten mehr über die Felder. Jeder Bauer, der nicht ganz verarmt ist, hat wieder jede Hufe verfügbaren Landes angebaut. Der während des Krieges so ungeheuerlich gesteigerte Preis des Weizens ist ganz bedeutend heruntergegangen. Gedeiht die Ernte gut, wie man zu hoffen berechtigt ist, so werden die Preise bald ebenso niedrig werden wie vor dem Kriege.

Britisches Heeresgut in Palästina. Die britische Armee verfügt in Palästina über einige Hunderttausend Pferde und Maulesel nebst einer großen Zahl von Kamelen. (General Allenby soll nach der Jüd. Rundschau dafür eintreten, daß sie an Ort und Stelle verkauft werden, wodurch der großen Armut Palästinas an Vieh mit einem Schlage abgeholfen sein würde.

Syrien an Frankreich. Palästina im engeren Sinne ist bekanntlich schon über Jahr und Tag in englischen Händen. Das nördlich anschließende Syrien, einschließlich des ganzen Hochgebirggebietes des Hermons und Libanons scheint an Frankreich kommen zu sollen, das infolge der Flottendemonstration Napoleons im Jahre 1860 vor Beirut (infolge der damaligen Christenmetzeleien) ein Anrecht auf dieses herrliche Stück Erde zu haben glaubt. Vor einigen Wochen tagte in Marseille ein „syrischer Kongreß", in welchem nach dem „Manchester Guardian gefordert wurde, daß Frankreich „zufolge der ältesten Traditionen der Vergangenheit und der dringenden Wünsche der gesamten syrischen Bevölkerung" das Protektorat über das ganze, ungeteilte Syrien übernehme. Die syrischen Teilnehmer an dem Kongresse bestanden jedenfalls aus ehemaligen Schülern der großartigen französischen Schulen und Hochschulen der Jesuiten in Beirut. Da auch die amerikanische „Mission" im Libanon zahlreiche blühende Schulen und in Beirut gleichfalls eine großzügig eingerichtete protestantische Hochschule für die arabische Bevölkerung hat, werden die Amerikaner jedenfalls dafür sorgen, daß auch dem protestantischen Bekenntnisse, selbst unter der Herrschaft der Franzosen, gleiche Rechte eingeräumt bleiben.

Wenn wir nun aus den verschiedenen Aeußerungen der westmächtlichen Presse entnehmen, daß Palästina unter englischer Verwaltung stehen wird, ebenso das einstweilen zu „Arabien" gerechnete Ostjordanland, nicht minder Mesopotamien mit dem Persischen Golf; wenn Syrien den Franzosen, Armenien den Amerikanern übergeben wird, so haben wir ungefähr ein Bild davon, das künftige Vorderasien aussehen wird.

Gesundmachung Palästinas. Palästina hat an sich ein vortreffliches, gesundes Klima. Nur einige ansteckende Krankheiten haben sich in der jahrhundertelangen Verwahrlosung eingenistet, wovon das Wechselfieber (Malaria) die schlimmste ist. Mit den heutigen Mitteln der Wissenschaft ist es durchaus möglich, diese Feinde auszurotten. Voraussetzung ist nur, daß man ihnen im ganzen Lande gleichzeitig zu Leibe geht. Trägerin des Wechselfieber-Erregers ist ja bekanntlich die Anopheles-Mücke. Da wäre es nutzlos, die Brutstätten derselben in einzelnen Städten oder Dörfern zu vernichten, während man sie an anderen Orten ungehindert weiter bestehen läßt. Denn die Bewohner der letzteren Orte würden das Gift unfehlbar doch wieder auf die ersteren übertragen. Dasselbe gilt von den bewährten Schutzmaßregeln gegen das Eindringen dieser Mücken in die Häuser, dem Schutze von Fenstern und Türen durch feine Drahtnetze dem Austrocknen der Sümpfe, dem Zudecken aller Abfallhaufen. Das alles verspricht nur Erfolg, wenn im ganzen Lande ein gleichzeitiger Feldzug gegen den Feind eröffnet wird. Das englische Landes-Gesundheitsamt soll mit den Vorbereitungen zu einem solchen Feldzuge beschäftigt sein. Alle feuchten oder sumpfigen Ländereien Palästinas, die als Brutstätten der Anopheles-Mücke in Frage kommen, sollen festgestellt und dann trockengelegt werden. Die Bau- und Gesundheitspolizei soll auch auf dem Lande in allen bewohnten Ortschaften die nötigen Vorschriften bezüglich Trinkwasserbeschaffung und Abwässerentfernung durchsetzen. Auch der anderen in Palästina einheimisch gewordenen Ansteckungskrankheiten hofft man auf diese Weise Herr zu werden.

Demas hat diese Welt lieb gewonnen (2. Tim. 4, 10.)

Manches Menschen Lebensgeschichte wird uns in heiliger Schrift bis ins einzelne gehend geschildert, während das Leben anderer uns nur mit wenigen kurzen Federstrichen gekennzeichnet ist. Zu diesen Letzteren gehört auch die Charakterschilderung des Demas. Derselbe wird in der Epistel an Philemon mit anderen als ein Gehilfe des Apostels Paulus bezeichnet. Er hatte Paulum mit nach Rom begleitet und hatte ohne Zweifel einen Stand der Nützlichkeit daselbst eingenommen. Ohne irgend welche nähere Erklärung führt nun Paulus in seinem zweiten Schreiben an den Timotheus die Tatsache an: „Demas hat mich verlassen und diese Welt lieb gewonnen, und ist gen Thessalonich gezogen." Es wird von manchen Schriftforschern angenommen, Demas, habe dem christlichen Glauben gänzlich abgesagt, sei wieder zum Heidentum überge-

treten und sogar Götzenpriester geworden. Doch haben wir hierüber nirgends einen authentischen Bericht. Paulus erwähnt einfach, daß er der sündlichen Liebe der Welt verfallen sei und infolgedessen den Apostel und die Gemeinschaft seiner Liebe verlassen habe. Derselbe mochte deshalb doch noch bei dem christlichen Bekenntnis geblieben sein und selbst in der Gemeinde zu Thessalonich eine hervorragend Stellung eingenommen haben. Aber die von Paulus erwähnte Tatsache bezeichnet uns die Stelle, woselbst ein ehedessen nützlicher Jünger Schiffbruch am Glauben gelitten hat, er hat diese Welt lieb gewonnen. An dieser Klippe der Weltliebe ist schon Tausender Lebensschifflein zerschellt.

Der Apostel Johannes mahnt: „Habt nicht lieb die Welt." Unter dem Ausdruck „Welt" versteht er hier nicht sowohl das Weltgebäude mit den darinnen befindlichen Geschöpfen. Unser Beruf bringt uns hiemit täglich zusammen. Wir dürfen und sollen uns der Segnungen Gottes in dieser Welt erfreuen. Wir sollen unsere Familien, unsere Freunde, ja alle Menschen lieben. Aber diese irdischen Dinge dürfen sich nicht zwischen uns und Gott als Scheidewand stellen; unsere irdischen Interessen dürfen uns nicht von der brünstigen Liebe zu Gott und seinem Dienste trennen. Aus diesem ist klar ersichtlich, daß die Liebe zur Welt nicht nur in der Liebe zu den sündhaften Dingen der Welt bestehet, sondern daß dieselbe darin liegen mag, daß wir das Gute in der Welt lieb haben. Der große Unterschied zwischen denen, welche die Welt lieb haben, und denen, die sie nicht lieb haben, liegt in der Gesinnung den Gütern dieser Welt gegenüber. „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist," d. i. habt nicht eure größte Lust und Vergnügen in den Dingen der Welt; verliebt euch nicht in dieselben. Wie mancher sucht und trachtet nach den irdischen Dingen mit so großer Begehrlichkeit, daß er darüber Gott und seine Gnade wie auch sein eigen Seelenheil hintansetzt. Es ist nicht schwer vorauszusagen, was das Resultat sein werde, wenn ein Christ anfängt, das verborgene Gebet, den Familienaltar und die Gebetsversammlung zu versäumen, weil seine zeitlichen Angelegenheiten seine ganze Zeit beanspruchen. Gerade hierin liegt der Punkt, wo schon so viele am Glauben Schiffbruch erlitten haben. Sie laufen eine Zeitlang fein, dann aber werden sie weltlich gesinnt und verfehlen dadurch das Ziel ihrer himmlischen Berufung.

Das Verbot der Weltliebe richtet sich dann auch gegen die sündhaften Grundsätze, den Charakter und das Streben, welche die gottlosen Menschen charakterisieren. Daher sagt auch der Apostel: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich" (Röm. 12, 2), d. i. werdet nicht verstrickt von ihrem gottlosen Wesen: denn der Welt Feundschaft ist Gottes Feindschaft. Die Welt haßt Gott und alles, was göttlich ist, sie haßt Gottes Wort, Gottes Volk, Gottes Werk und Gottes Weg und sucht, dieselben zu hindern, wo immer sie kann. Ihre Feindschaft ist nicht geringer, wenn sie schmeichelt, als wenn sie blutdürstig brüllt. Weltliebe ist Götzendienst. „So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters; denn alles, was in der Welt ist, nämlich Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben ist nicht vom Vater, sondern von der Welt" Wie viele aber, die sich Christen nennen, stellen sich der Welt gleich und zeigen durch Gesinnung und Wandel, daß sie die Welt lieb gewonnen haben. Geld ist eins der Dinge, die in der Welt sind. Welche Sünde aber ist heute weiter verbreitet als die Liebe zum Gelde? Dies ist das goldene Kalb, um welches getanzt wird, es ist „der Gott dieser Welt." Die Liebe zum Geld, der Geiz, ist eine Wurzel alles Uebels. Paulus warnt davor und ermahnt: „Du Gottesmensch, fliehe solches; jagt aber nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmut." Gleichwie Weltmenschen alle ihre Kräfte einsetzen, um die Dinge dieser Welt zu gewinnen, so sollten Christen den genannten Dingen nachstreben.

Gewönn ich auch die ganze Welt,
Mit allem, was den Sinnen,
Was jeder bösen Lust gefällt,
Was würd' ich, Gott, gewinnen?

Was hülfe jeder Reichtum mir?
Was aller Ruhm, wenn ich mit dir
Mein ewig Heil verlöre?

Die Welt hat keinen Trost für unsern Schmerz, keinen Balsam für unsere Wunden, keine Hilfe in Not, Tod und Gericht. Sie bietet uns keinen Halt, ihr Wesen vergeht uns unter den Händen. Wahre Freude kennt sie nicht, ihre Früchte sind Sodomsäpfel, ihr Wein ist Galle. „Die Welt vergehet mit ihrer Lust."

O, wie viele Brüder hat doch Demas, die einmal fein gelaufen sind, wohl gar das Wort vom Kreuze verkündigt haben, aber durch unordentliche Welt- und Geldliebe abgefallen und kreuzesflüchtig geworden sind und dadurch ihr Gewissen so eingeschläfert haben, daß das wahre geistliche Leben in ihnen erstickt wurde. Welch ernste Mahnung sollte doch das Schicksal des Demas sein, besonders für alle, die Gott zum Werke und Amte der evangelischen Predigt berufen hat.

Jesu, richte mein Gesichte
Nur auf jenes Ziel;
Lenk' die Schritte, stärk' die Tritte,
Wenn ich Schwachheit fühl'.
Lockt die Welt, so sprich mir zu;
Schimpft sie nicht, so tröste du;
Deine Gnade führ' gerade
Mich aus ihrem Spiel.

W.

Bibelkenntnis.

Kürzlich las ich eine hübsche Geschichte von großer Belesenheit in der Heiligen Schrift. Der nachmalige methodistische Prediger Johann Nelson war seines Glauben wegen unter die Soldaten gesteckt worden und schritt nun als Schildwache vor einem Hause auf und ab. Seine Gedanken waren weit entfernt von dem kriegerischen Handwerk, zu welchem er wieder seinen Willen gezwungen worden, und vielleicht hätte die Frage, die der Herr einst Mose tat, als sich derselbe in schwerer Bedrängnis befand: „Was schreiest du zu mir?" (2. Mose 14, 15) auch hier an diesen Mann gerichtet werden können. Da tritt ein Weib auf ihn zu und reßt ihn aus seinem trüben Nachdenken. Spott und Hohn klingt ihm aus ihren Worten entgegen: „Sage einmal, Nelson, wo ist nun dein Gott? Wie lange ist es her, da hörte ich dich, als du auf der Straße die Menge zur Buße auffordertest, die Worte sagen: „Ich fürchte ebensowenig, daß Gottes Verheißungen ausbleiben, als wie ich ich etwa fürchte, mitten durch die Erde zu fallen." Der also Angeredete antwortete der Frau ganz kurz und bündig: „Geh nach Hause, schlage deine Bibel auf und lies dort, was im Propheten Micha, Kapitel 7, 8—10 geschrieben steht." Und welches waren die Worte, die jene Frau an der angeführten Stelle fand? Worte, die eine so wunderbar passende Antwort für den Spott des Weibes geben, wie sie wohl in der ganzen Heiligen Schrift nicht geeigneter gefunden werden dürften. Sie lauten: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darnieder liege, ich werde wieder aufkommen. Und so ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht. Ich will des Herrn Zorn tragen, denn ich habe wider ihn gesündigt, bis er meine Sache ausführe und mir Recht schaffe; er wird mich an das Licht bringen, daß ich meine Lust an seiner Gnade sehe. Meine Feindin wird es sehen müssen und mit Schanden bestehen, die jetzt zu mir sagt: Wo ist dein Gott?"

Daß dieser Mann in der Bibel lebte und webte und sich ihren Inhalt völlig zu eigen gemacht, sieht man aus seiner Schlagfertigkeit den Angriffen von feindlicher Seite gegenüber. Nicht blos, daß er die Stelle genau kannte, sondern er wußte sogar, wo das Kapitel und die Verse zu finden waren. Ist das nicht eine tief beschämende Tatsache? Wie steht es mit der Kenntnis der Bibel bei dir, lieber Leser? Vielleicht gibst du mir zur Antwort: „Nun, eine solche Belesenheit in der Schrift wirst du doch nicht von mir erwarten? Dieser Mann, von dem du erzählst, hatte sich dem Studium der Theologie gewidmet, was aus seinem späteren Beruf hervorgeht, und da ist es wohl begreiflich, daß er sich mit besonderem Eifer der Lektüre der Bibel befleißigt hat, aber von einem Laien kann man doch dies nicht verlangen, das erfordert mehr Zeit, als ich darauf verwerden könnte. Nun, darin magst du recht haben aber ich denke dennoch, wir sollten uns alle diesen Mann, der wohl auch manchen Prediger der heutigen Zeit durch seine Bibelkenntnis beschämen mag, zum Muster nehmen und uns eifriger als bisher mit dem Worte Gottes beschäftigen. Brauchen wir es doch heutzutage besonders notwendig, recht vetraut mit demselben zu sein, um den mancherlei Einwürfen begegnen zu können, die uns so häufig gemacht werden, wenn wir in religiöse Gespräche mit Ungläubigen kommen. Der Apostel Petrus ermahnt uns: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist. 1. Pet. 3, 15. Wie aber können wir dieser Aufforderung nachkommen, wenn wir nicht bewandert sind in dem heiligen Buche, auf welches sich unser Glaube stützt? Es heißt auch in der Bibel, das Schwert des Geistes. Hebr. 4, 12; Eph. 6 17. Ein Schwert ist aber nur dann von Nutzen, wenn es nicht tot in der Scheide ruht, sondern im Kampf geschwungen wird. Ein Kind, oder ein Erwachsener, der nicht gelernt hat, mit dem Schwert umzugehen, kann dasselbe auch nicht führen, und ebensowenig können wir das Wort Gottes als Waffe gegen feindliche Anläufe gebrauchen, wenn wir nicht gründlich in demselben daheim sind. Damit wir nun nicht mehr Kinder seien und uns wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen zu verführen," wie Paulus den Epesern (Kap. 4, 14) zuruft, lasset uns den ernsten Vorsatz fassen, von nun an treuer und fleißiger mit dem Worte Gottes umzugehen und täglich darin zu forschen und zu lesen, wie die Beroenser, von denen es heißt: „die nahmen das Wort auf ganz williglich und forschten täglich in der Schrift, ob es sich also hielte, wie Paulus und Silas sie lehrten." Apstg. 17, 11. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, bei solchem Lesen und Forschen in der Schrift um die Erleuchtung des Heiligen Geistes zu bitten, weil er uns allein vor Irrtum bewahren und uns in alle Wahrheit leiten kann. Er vermag uns auch zu erinnern an das, was wir gelesen, daß es uns zu rechter Zeit gegenwärtig ist. Auch uns gilt das schöne, tröstliche Wort Jesu an seine Jünger: „Wenn sie euch aber führen werden in ihre Schulen und vor die Obrigkeit und vor die Gewaltigen, so sorget nicht, wie oder was ihr antworten oder was ihr sagen sollt. Denn der Heilige Geist wird euch zu derselben Stunde lehren, was ihr sagen sollt." Luk. 12, 11.

Br. Botsch.

Die Wirkung der Umschläge.

(Dr. F. Große, New York.)

Wenn man unter einem Umschlage oder Wickel oder einer Compresse das Auflegen nasser Tücher auf einem Körperteil versteht die trocken bedeckt und so für kürzere Zeit festgehalten werden, so kann man die in betracht kommenden Heilbehilfe ungezwungen in drei Gruppen eintheilen: in Eis- kalte und heiße Umschläge.

Am einfachsten ist wohl die Wirkung der Eis-Anwendung verständlich. Von einigen besonderen Mitteln abgesehen, wie z. B. den Kühlschläuchen, die nur auf ärztliche Verordnung verabreicht werden, handelt es sich um den Eisbeutel, der unmittelbar auf die Haut oder über einige Schichten feuchter, gut ausgewundener Tücher gelegt wird, oder um den feuchten, sorglichausgedrückten Umschlag, zwischen dessen Lagen man gestoßenes Eis gestreut. Eis bringt alle Lebensvorgänge zum Stillstand. Am bekanntesten ist in dieser Beziehung vielleicht das Vereisen einer Blinddarmentzündung. Indes sind die Vorgänge nicht so einfach wie sie auf den ersten Blick aussehen. Das Eis schmilzt nämlich, der Beutel erwärmt sich, und er gleicht dann einem Warmsack. Wenn unter dem Eise auch der Blutkreislauf gestockt hat, so wird er nachher um so flotter. Ein jeder weiß das ja aus seiner Kindheit: nach dem Schneeballen bekam man heiße Hände. Außerdem lehrt die Erfahrung, daß es außerordentlich schwer ist, einen Körperteil wirklich in größere Tiefen hinunter zu vereisen. Wissenschaftliche Untersuchungen haben denn auch dargethan, daß ein gewöhnlicher Eisbeutel dazu kaum ausreicht. Vielleicht verlangsamt er manchmal das Leben in der Tiefe. Meist aber beschleunigt er eher den Blutwechsel und wirkt wie äußere Wärme. Die Vereisung der Blinddarmentzündung wird daher auch immer mehr verlassen. Gegen die Anwendung des Eisbeutels auf den Kopf bei Fiebernden aber sollte eigentlich die Polizei einschreiten. Denn erstens wirkt das Eis kaum in die Tiefe. Und zweitens sollte man sich klarmachen, daß der Kopf nur leidet, weil der ganze übrige Adam aus Rand und Band gekommen. Der Schädel brummt und glüht nur, weil sein Körper ihm siedend heißes Blut zuführt. Er kann doch nichts dafür. Wenn man ihm Ruhe verschaffen will, muß man den ganzen Menschen behandeln, und

das ist obendrein noch viel einfacher. Aber selbst wenn das Eis eine entzündete Stelle durchgefroren hat, wird dadurch wohl nichts gewonnen. Ja die Vermuthung liegt nahe, daß die Vereisung die Zellen schädigt, so daß sie nach der Aufthauung für die Gesundung viel geringere Möglichkeiten hat. Wenn also während der Vereisung die Gefahr nicht irgendwie erledigt wird, wäre der Eisbeutel nicht nur nicht gut, sondern offenbar schädlich. Man darf die Wirkung aller hier in Frage kommenden Behelfe wohl mit einiger Bestimmtheit dahin zusammenfassen daß diese zwar gelegentlich ganz angenehm empfunden werden und oft auch die Schmerzen lindern, daß aber eine Wirkung in die Tiefe sehr zweifelhaft ist.

Mit den Eis-Umschlägen dürfen nicht die sognannten kalten Umschläge verwechselt werden, die zwar kalt (nie geeist!) aufgelegt werden, sich aber schnell erwärmen. Ja, sie sollen nicht einmal ungebührlich lange liegen bleiben und nur aus kalten, feuchten Tüchern mit einer trockenen Bedeckung bestehen — ohne einen undurchlässigen Stoff. Wenn nämlich ein solcher hinzugefügt wird, verhindert man die Verdunstung; die Körperwärme staut sich dann, und ein derartiger Umschlag erweist sich mithin als ein heißer. Die Wirkung eines richtig gemachten, kalten Wickels darf wohl auf Grund tausendfacher Erfahrung, welche die strengste wissenschaftliche Nachprüfung nur zu bestätigen vermochte, dahin gefaßt werden, daß der Prießnitz'sche Umschlag den Kreislauf in dem bedeckten Körpertheile befördert. Unter den feuchten Tüchern wird ein größerer Blutreichtum angetroffen, und das Blut wechselt darin obendrein noch schneller als gewöhnlich. Das ist für gestörte Lebensvorgänge, die man als Krankheit bezeichnet, wichtiger als es auf den ersten Augenblick aussieht. Erstens einmal: zum Ausheilen einer kranken Stelle gehört strömendes Blut, das die nötigen Stoffe heranschleift und die verbrauchten abführt. Zweitens muß der größere Blutreichtum an einer Stelle eine Verminderung an einer anderen verursachen. Man bezeichnet das als Ableitung. Und in dieser Beziehung steht der kalte Umschlag himmelhoch über allen Einreibungen und Pflastern, und die Jodtinktur wird für den Kundigen überflüssig. Drittens muß jedem einleuchten, daß die veränderte Durchblutung an der Oberfläche unter dem Umschlage oder in der Tiefe infolge der Ableitung die betroffenen Empfindungsnerven nur günstig beeinflussen kann. Ein jeglicher Nerv fühlt ja nur seine unmittelbare Umgebung: was auch nur einen Fingerbreit entfernt von seinen Fasern vorgeht, kann auf ihn nie auch nur den geringsten Einfluß haben. Wenn demnach ein Nerv genügend in strömendem Blute gebadet, fühlt er sich wohl. Ein Schmerz läßt nach, die Aufregung schwindet und Ruhe und Frieden wird gesichert. Zum vierten darf nicht übersehen werden, daß die Haut unter einem kalten Umschlage wiederum infolge der vermehrten Durchblutung thätiger ist und allerlei verbrauchte Stoffe in größeren Mengen ausscheidet, zumal die feuchten Tücher die verhornten Hautschichten durchweichen und ablösen. Mit anderen Worten unter einem kalten Wickel werden also alle Lebensvorgänge lebhafter. Daraus ergibt sich die Tatsache, daß der Prießnitz nur im Sinne der Natur wirken kann nicht gegen dieselbe. Will sie z. B. eine Entzündung zur Eiterung bringen so fördert der Wickel die Eiterbildung. Will und kann die Natur dagegen eine Entzündung, die in Vereiterung überzugehen droht, vertheilten und aufsaugen, so geht auch das wiederum schneller von statten. Nirgends wird es wieder so klar, daß die Natur allein heilt, und daß der Mensch nur darnach trachten kann, sie zu unterstützen.

Am schwierigsten ist es, dem Laien die Wirkung der Wärmezufuhren klarmachen. Zu diesen gehören die heißen Umschläge. Dann aber auch merkwürdiger Weise wie schon oben erwähnt, die kalten Umschläge, wenn sie mit undurchlässigen Stoffen bedeckt sind. Weiter die heißen Brei-Umschläge (im Englischen: Poultices), sowie die Heißwasser-Flaschen und -Säcke. Und in neuerer Zeit elektrische Pads und eine Reihe andere Behelfe immer mehr in Gebrauch. Was nun die Wirkung dieser über-blutwarmen oder heißen Anwendungen betrifft, so verursachten auch sie in dem betroffenen Hautgebiete einen größeren Blutreichtum. Aber die Wärme erschlafft alle Adern, sie erweitern sich nach Möglichkeit und es tritt eine Blut-Stauung ein, weil das Herz die Gewalt über die erschlafften Gefäße verloren hat. Aus diesen tritt Blutwasser in Menge aus und überflutet die kranken Gewebe, und mit denselben sammeln sich weiße Blutkörperchen in großen und immer größeren Heerden. Die betroffene Stelle schwillt und wird dunkelroth und glänzend. Mit andern Worten, der heiße Umschlag scheint die Entzündung noch zu steigern, und dennoch wird sie nicht schlimmer. Denn er unterstützt lediglich wiederum die Absichten der Natur, die versucht, die Störung auszugleichen. Sie geht dabei ihre eigenen Wege. Die Krankheit erregende Ursache kann nur flüssig oder fest sein. Die flüssigen, also im Wasser löslichen Schädlichkeiten werden durch den massenhaften Austritt von Blutwasser verdünnt. Es sammelt sich in den Lymphbahnen und wird aus der Gefahrzone fort in den allgemeinen Kreislauf übergeführt, der in seiner Gesamtheit die verdünnten Gifte mit größerem Erfolge unwirksam machen kann. Schädlichkeiten fester Art, die sich nicht in Blutwasser lösen, werden von den weißen Blutkörperchen angegangen, so namentlich Bakterien, die ja für beinahe alle Krankheiten verantwortlich sind. Wenn diese weiße Kämpfer des Feindes an Ort und Stelle Herr werden können, so wird derselbe abgetötet, und seine verflüssigten Bestandteile gelangen gleichfalls in den allgemeinen Kreislauf. Erweist sich der Gegner aber als zu stark, dann eilen der weißen Körperchen immer mehr herbei. Sie häufen sich zu Massen, die allmählich gelblicher werden, dennsie bilden Eiter. In solchem Falle kommt es zu einem Abszeß, durch den sich eben der Körper von eingedrungenen Schädlichkeiten zu befreien sucht. — Des weiteren fördern natürlich die Wärme staunenden Anwendungen gleichfalls die örtliche Hauthätigkeit, und auch unter ihnen greift meist eine Beruhigung aufgeregter Nerven Platz. Endlich muß, wie bei den kalten Umschlägen, bei dem durch Hitze vermehrten Blutreichthum an der Anwendungsstelle, irgendwo eine Ableitung eintreten und diese mag sich so gar gelegentlich als stärker und wirksamer erweisen.

Gezeiten in Menschendienst.

In einem oder zwei Jahrzehnten mag dieses Problem gelöst sein.

Viele — schreibt ein amerikanischer Wissenschaftler — haben sich schon darüber gewundert, daß der Erfindungsgeist der Menschheit noch heute kein praktisches Mittel besitzt, die Flut- und Ebbeströmungen des Meeres für die Gewinnung mechanischer Kraft in großem Maßstabe nutzbar zu machen, oder daß sogar das Fliegerei-Problem schneller seiner völligen Lösung entgegenzugehen scheint, als das vorliegende.

Dabei sind schon seit alten Tagen „Flut- und Ebbemühlen" für einen solchen Zweck benutzt worden, und es existieren auch jetzt in etlichen Küstengegenden derartige Vorrichtungen. Doch sind dieselben sehr unbedeutend und können als Lösung der Aufgabe so wenig inbetracht kommen, wie der erste Ballon die Luftschiff-Aufgabe lösen könnte. Das Reich der Vögel haben „wir" so ziemlich erobert, — aber jene ungeheure, nahezu unberechenbare Kraft, welche durch die Drehung der Erde in die Flut- und Ebbe-Strömungen verwandelt wird, geht für die Menschheit noch so gut wie ganz verloren. Und doch hat die Erfindung der modernen Turbinen-Maschine eine Gelegenheit für einen Schritt vorwärts auch in dieser Hinsicht geboten: es sollen auch Bemühungen zu diesem Behufe im Gange sein, doch ist noch nichts bestimmtes darüber bekannt.

Man hat vieles über den Einfluß geschrieben, welchen der Mond durch seine Anziehungskraft auf Fluten und Ebben übt. Dieser Einfluß hebt das Ozean-Wasser auf eine gewisse Höhe, und zwar gleichzeitig auf entgegengesetzten Seiten der Erde, und die Umdrehung der letzteren auf ihrer Achse reißt diese Doppelwelle von Osten nach Westen herum: so steigt die Flut an irgend einergegebenen Stelle etwa einmal in zwölf Stunden. Die Anziehung des Mondes bewirkt praktisch dasselbe, was ein Motor tut welcher den zum Eintreiben von Pfählen bestimmten Hammer hebt: und indem das Gewicht — im vorliegenden Fall eine Wassermasse — wieder niederstürzt, kann es eine entsprechende gewaltige Energie auslösen, fähig, eine große Arbeitsleistung zu vollbringen. Doch dafür muß der Mensch selber die Einrichtung schaffen.

Ein eigenartiges Schauspiel bietet sich uns an den Gestaden der kanadischen Bai von Fundy. Hier hebt die Natur selber das Wasser nicht weniger als 60 Fuß über den Meeresspiegel, indem sie die Flutwelle in einen trichteförmigen Durchgang lenkt, mit

(Fortsetzung auf Seite 16.)

In des Herrn Hand.

Fortsetzung.

„Es ist ein schwächliches Mädchen," erwiderte Vater Cyrill, steht erst im elften Jahre und würde das harte Leben unter den gewöhnlichen Bauern nicht aushalten."

„Ihr müßt sie nichts desto weniger anderswo unterbringen," sagte Vater Paissy. „Wir gestatten nicht, daß das Haus eines Pfarrherrn ein Zufluchtsstätte für Ketzer wird."

„Ich flehe euch an, sie mir nur noch ein paar Jahre zu lassen," rief Vater Cyrill erregt, „wer weiß, ob nicht Liebe und Freundlichkeit sie schließlich doch der Kirche wieder zurückgewinnen. Sie ist ja nur ein Kind, Vater Paissy, ein gehorsames, sanftes Kind. Mit der Zeit — ja, gewiß, mit der Zeit — werden wir sie bekommen."

„Ist nicht der gefährliche Aufwiegler Alexis Ivanoff ihr Vater?" fragte Pater Paissy.

„Ja," erwiderte er zögernd, „er ist aber schon seit dem Vorfrühling nach Sibirien verbannt, und sein einziger Sohn Michael ist mit gegangen. Sie hat keine verwandte Seele im ganzen Dorf. Alle anderen Kinder haben noch Angehörige, die nach ihnen sehen können. Die Trennung ist noch zu kurz, als daß sie die früheren Eindrücke hätte vergessen können. Aber die Zeit thut Wunder. Ueberlaßt nur das Kind meiner Obhut und meinem Unterricht, so wird sie nach und nach die Wahrheiten unserer heiligen orthodoren Kirche begreifen. Unter Bauern wird sie nichts davon verspüren."

Mir liegt gar nichts daran, aus dem Mädchen einen Theologen zu machen," gab Pater Paissy höhnisch zurück. „Sie hat überzutreten, weil sie's eben muß, ich dächte, de zutreten, weil sie's eben muß, ich dächte, der Grund wäre ausreichend. Das Volk hat der Kirche zu gehorchen, ohne zu fragen, warum."

„Ach ja, das thut es leider," dachte Vater Cyrill, „Sie gehen nur zur Beichte und zur Kirche, weil sie es müssen."

„Ich werde das Kind zum Dienstmädchen erziehen," sagte er laut, „und auf ihr monatliches Kostgeld verzichten. Es wäre geradezu gefährlich, sie in eine Bauernfamilie zu bringen. Sie ist bereits zu sehr mit allen stundistischen Lehrsätzen vertraut."

„Wir haben alles reiflich überlegt," erklärte Pater Paissy, „und werden sie an einen Ort thun, wo sie keinen Schaden stiften kann. Der Erzbischof befiehlt euch, das Stundistenmädchen der Witwe eures Amtsvorgängers zu übergeben. Sie ist eine fromme Frau, wenn auch nicht überstudiert. Ich bin mit ihr bekannt und habe ihr bereits den Beschluß des Erzbischofs mitgeteilt."

„Die alte Matuschka!" rief Vater Cyrill bestürzt. Sie stand im Rufe einer bösen Sieben und war schmutzig geizig, keine einzige Frau im ganzen Dorfe wollte für sie arbeiten.

„Ja, sie ist in der That die passendste Person, das Mädchen in Zucht zu halten," sagte Pater Paissy. „Nun noch eine freundliche Warnung für euch zum Abschied. Wir erfahren, daß ihr insgeheim diese unwissenden und gottlosen Ketzer beschützt. Wir erfahren ferner, daß ihr euch zu viel in weltliche Angelegenheiten mischt. Zu Vater Vasilis Zeit kam nie eine Klage gegen den Popen, wider euch liegen schon verschiedene Beschwerden vor. Hütet euch, Vater Cyrill, hütet euch!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein Sklavenjoch.

Die lange, weiße Linie des Knischier Weges, die schnurgerade bis zum entfernten Horizonte lief, lag vor Vater Cyrill, als er langsam, in Gedanken versunken, dahinfuhr. Das Herz lag ihm schwer in der Brust, er war sehr unglücklich. Jede andere Familie in Knischi wäre ihm noch lieber gewesen als die alte Matuschka. Sie war sehr kirchlich, versäumte niemals die tägliche Messe, und wußte sehr wohl, daß sie ihn, trotz der zur Schau getragenen fast übertriebenen Ehrfurcht, glühend haßte, — hatte er doch so manche amtliche Vernachlässigung und Versäumnis Vater Vasilis zu ordnen und wieder gut zu machen gesucht. Sie kam oft zu ihm zur Beichte — eine religiöse Pflicht, die ihm peinlicher war, als ihr. Und dieser Frau sollte er das liebe Kind überlassen!

Daneben empfand er jetzt mit tiefem Schmerz, daß sich die eisernen Bande der Tyrannei auch um ihn geschlungen hatten. Er hatte die Fesseln bisher nicht gefühlt, plötzlich wurde er sich seiner hoffnungslosen Lage bewußt. Dies Kind der Matuschka zu übergeben war ein Verstoß wider alle Menschlichkeit, und sein Gewissen empörte sich dagegen. War es nicht auch eine Sünde gegen Gott?

Vater Cyrill ließ die Zügel fallen und das Pferd nach eigenem Belieben weitergehen. Er stand vor der Frage aller Fragen — vor der Frage, die seine Gemeindeglieder in die Verbannung geschickt hatte. War diese Tyrannei zu ertragen, diese Unterdrückung eines Menschen durch den anderen, diese Geisteskuechtschaft, die sogar die Gedanken gefangen nahm?

„Nein," sagten die Stundisten, „wir halten fest an der Freiheit, die uns Jesus Christus erworben hat."

Es zerriß ihm das Herz, Velia das Urteil zu verkünden, das über sie gefällt war. Er hatte sie auf den Schoß genommen, drückte ihr Köpfchen an seine Brust und wagte nicht sie anzusehen, während er ihr die traurige Nachricht mitteilte. Das kleine Herz klopfte an seinem Arm, und ihre Hand drückte ihn krampfhaft. Endlich sagte sie:

„Ist es wirklich wahr, Vater Cyrill?"

„Ja, ja," sagte er.

„Ach, wenn das Vater und Michael wußten," rief sie „sie würden mir helfen."

„Sie könnten es auch nicht, mein Liebling," antwortete er. „Die Regierung ist zu stark, und die Kirche ist zu stark. Schwache, geringe Leute wie wir können nichts gegen sie ausrichten. Wir müssen uns unterwerfen. Ich will dir helfen, so viel ich kann, und über dir wachen, und du sollst uns so oft wie möglich besuchen."

„Die alte Matuschka wird das nicht zugeben," rief Velia verzweifelt.

Die Witwe wohnte nicht weit davon auf der anderen Seite der Kirche, neben dem Friedhof in einem Blockhaus, das sie sich nach dem Tode ihres Mannes hatte bauen lassen. Sie war recht wohlhabend dank ihrer Sparsamkeit und der Schlauheit, mit der sie Geschenke und Abgaben bei Vater Vasilis Lebzeiten ihren Pfarrkindern abgepreßt hatte. Aber sie lebte, als ob sie im tiefsten Elend säße. Sie hatte niemals Dienstboten gehabt; nun sie alt wurde, mußte sie sich freilich eine Aufwärterin nehmen — falls

sie eine bekam. Das aber mußte man ihr lassen, ihr Haus war viel reinlicher gehalten als das der Bauern. Seit einigen Monaten schon gelüstete es sie nach Velia und den drei Rubeln monatlichen Versorgungsgeldes. Nun sie ihren Wunsch erfüllt sah, ging ihr Hauptbestreben dahin, möglichst viel Arbeit möglichst wenig Kosten von ihr zu haben.

Ihr zweites Bestreben war, Velia zu bekehren. Sie zwang sie, mit ihr in jeden Gottesdienst zu gehen. Vater Cyrill sah vom Altare, wie die starke, alte Frau Velias widerstrebende Hand ergriff, mit dieser das Zeichen des Kreuzes machte, wie sie das Kind zwang, den Kopf vor den Heiligenbildern zu beugen. Dieses Treiben empörte ihn ebenso sehr, wie ihn Velias jammervolles Gesicht quälte. Aber seine Vorstellung bei der alten Matuschka blieben völlig fruchtlos; sein Herz verwunden, das war's ja gerade, was sie wollte.

Vater Cyrill sah ein, daß er nichts zu Velias Erleichterung thun konnte. Die Frau war grausam, aber klug genug, dies nicht vor den Nachbarn merken zu lassen. Aeußerlich ließ sie sich nichts zuschulden kommen, das eine Fürsprache für das Kind beim Erzbischoff begründet hätte. Er wußte, daß Velia nicht genügende Nahrung hatte, und als der Winter hereinbrach, sah er, wie sie in ihrer dürftigen Kleidung vor Kälte zitterte. Unthätig mußte er dabei stehen, mit gebundenen Händen und geschlossenem Munde, und das Kind, das er liebte, dahin welken sehen. Er bat die alte Matuschka ihm einmal in der Woche das Kind zu schicken. Er versprach, sie dafür mit gespaltenem Kleinholz für ihren Ofen zu versorgen; Holz zu spalten sei ohnehin für das kleine Mädchen zu schwer.

„Sie kann ja gehen, wenn sie beichten will," sagte die alte Frau.

„Das kannst du ihr natürlich nicht verbieten," erwiderte Vater Cyrill

Aber dazu war Velia nicht zu bewegen. Ihr Vater hatte es für Unrecht gehalten — und wußte sie auch nicht warum — so war es doch gewiß so richtig.

Vater Cyrill wandte sich an Yarina. Darauf lud Yarina die Matuschka für einen ganzen Tag ein, und bat sie, Velia mitzubringen, sie könnte mit den Kindern spielen. Die Alte ging, aber die arme Velia sperrte sie in eine dunkle Kammer. Das Mädchen war ihre Sklavin, und niemand sollte sich in ihre Angelegenheiten mischen. Der Starost Okhrim stand auf ihrer Seite, und beide triumphierten über Vater Cyrill. Sie hatten jetzt eine Geißel in der Hand und wußten, daß sie ihn traf. Um Velias willen gab er den nutzlosen Kampf auf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist die Sieg? Aber der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft aber der Sünde das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum.

Denn der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.

(Fortsetzung von Seite 14.)

der ganzen Macht der Erdumdrehung hinter ihr. Angenommen, daß ein künstliches System solcher Trichter an jedem Punkt der Meeresküste geschaffen werden könnte, wo eine Flutwelle gesperrt oder eingeengt wird, so ist es klar, daß das Wasser zu einer sehr bedeutenden Höhe emporsteigen und eine ganz imposante Niedersturz-Energie entwickeln mag.

Daran ist nichts abenteuerliches. Mit Geduld und Beharrlichkeit dürfte der Mensch in einem oder zwei Jahrzehnten auch diesen Triumph erzielen.

Drei Uebel des Menschen Mundes.

Wie quälend sind doch Zahnschmerzen! Wie garstig sieht es in einem Munde voll schwarzer Zähne oder Zahnlücken aus! wie abstoßend ist ein übelriechender Athem! Wer stimmte wohl in diesen Ausspruch nicht ein? Aber wohl nicht jeder Mensch gab sich wohl Mühe, diesen drei das Gefühl, den Gesichts- und Geruchssinn tief verletzenden Uebeln bei sich oder den Seinigen vernünftig entgegen zu treten? Und doch ist dies so leicht möglich, wenn man sich nur über das, was im Munde vorgeht, unterrichten läßt. Beim Zerkauen fester Nahrungsmittel bleiben nämlich beständig Speisetheilchen davon in den Lücken zwischen den Zähnen oder zwischen den Zähnen und dem Zahnfleisch stecken. Die Speisereste, vorzugsweise die von Fleischspeisen, gehen nach und nach in Fäulniß über, und diese faulenden Massen sind es, welche dem Athem den üblen Geruch ertheilen. Denn aus dem Magen kann dieser Geruch nicht kommen (höchstens beim Aufstoßen), weil die vom Munde zum Magen führende Speiseröhre stets geschlossen ist, und aus der Lunge entwickelt sich nur dann erst beim Ausathmen übler Geruch, wenn diese schon bedeutend zerstört ist. Die faulenden Speisereste sind nun aber nicht nur die Quelle des sehr übelriechenden Athems, sondern die geben auch einen sehr günstigen Boden, das Nest, für die Entwickelung kleiner, nur durch starke Vergrößerungsgläser zu entdeckender Thierchen und Pflanzen ab, deren Keime allerdings noch nicht entdeckt werden konnten. Viele Millionen dieser Organismen entstehen nun sehr bald zwischen den Zähnen und zerstören diese etwa ebenso, wie der Schwamm die Balken der Häuser, und die Maden du Käse. Ihre Hauptnester haben sie aber in schon hohlen Zähnen und von hier aus machen sie ihre Angriffe auf die noch gesunden, zunächst natürlich auf die benachbarten und die einander zugekehrten Zähne. Auch in unrein gehaltenen Zahnbürsten wimmelt es von solchen lebenden Inwohnern, und selbst falsche Zähne werden von diesen Tierchen nicht verschont. Sie dringen endlich zwischen die Fasern der Zahnsubstanzen ein, drängen dieselben aus einander und zersprengen sie, bis sie schließlich in die Zahnhöhle gelangen und nun den Zahnnerven bloslegen. Dieser unbedeckte, und deshalb empfindlichere Nerv wird jetzt leicht (besonders durch Kälte und Druck) gereizt und verursacht den Zahnschmerz. Da nun aber die Nerven aller Zähne mit ihren Wurzeln im Gehirn bei einander liegen und hier ein Nerv dem anderen seine Reizung (seinen Schmerz) mittheilen kann, so tritt gar nicht selten der Umstand ein daß ein hohler und schmerzender Zahn scheinbar Schmerz auch in allen anderen und gesunden Zähnen hervorruft. Man hält dies gewöhnlich für Zahnreißen und will sich den hohlen Zahl durchaus nicht herausziehen lassen, obschon dadurch das vermeintliche Reißen vergeht.

Wie läßt sich nun aber das Hohl- und Schwarzwerden der Zähne, der Zahnschmerz und der übelriechende Athem vermeiden? Dies ist sehr leicht: man braucht nur das Anhäufen von Speiseresten in der Mundhöhle zu verhindern oder, da dies nicht ganz zu vermeiden ist, wenigstens den Uebergang derselben in Fäulniß zu hemmen, und faulen sie doch schon, diese Fäulniß aufzuheben. Man muß ferner der Entwickelung der Zahntierchen und Zahnpilze in den faulenden Stoffen entgegentreten und die schon entwickelten Tierchen und Pflanzen tödten.

Welche Mittel und Wege hat man einzuschlagen, um dies Alles zu erreichen? Zuvörderst sind so wenig als möglich Winkel in der Mundhöhle zu dulden, in denen sich Speisetheilchen verbergen können. Deshalb sind unbrauchbare, besonders hohle Zahnreste auszuziehen, Höhlungen noch brauchbarer Zähne auszufüllen, zu plombieren, Lücken zwischen den Zähnen zu erweitern. Sodann müssen, womöglich nach jedem Essen, alle Lücken und Höhlen der Zähne von Speiseresten, vorzüglich aber von solchen, die leicht faulen (also von thierischen Speisen), befreit werden. Der Fäulniß tritt man mit faulnißwidrigen Mitteln entgegen, und unter diesen sind Spiritus, Säuren und Kohle die wirksamten. Den Tod der Zahnthierchen befördern spirituöse und saure Flüssigkeiten, so wie Cigarrenasche, Gewürze, Myrrhe. Sonach besteht das ganze Geheimniß, um einen Mund guter Zähne zu besitzen, und nicht aus dem Munde zu riechen, darin: das Faulen von Speiseresten im Munde, so wie die Entwickelung von Zahnthierchen zu verhindern, un die läßt sich durch gehöriges Reinigen der Zähne mit spirituösen aromatischen Mitteln (mit einfachem Spiritus oder mit frischem Wasser, Myrrhen-Tinktur), mit Kohle, Glanzruß oder Cigarrenasche, durch Ausspülen des Mundes mit Essig und anderen verdünnten Säuern, leicht erreichen.

Das Wissen blähet auf; aber die Liebe bessert.